

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



39. Jahrgang
2|2012

Schwerpunkt:

Stadt • Fußball • Stadion

Herausgegeben von
Johann Jessen und Wolfram Pyta

Forum Stadt
Verlag





Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –

Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)

Prof. Dr. Harald Bodenschatz, TU Berlin,
Institut für Soziologie

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Prof. Theresia Gürtler Berger, Zürich

Prof. Dr. Tilman Harlander, Universität Stuttgart,
Institut Wohnen und Entwerfen

Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumfor-
schung

Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,

Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418

E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de

Internet: <http://www.forum-stadt.eu>

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglie-
derschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen

Fax +49(0)8581-9605-0

E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)

Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart

E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht un-
bedingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2012 Forum Stadt, Esslingen

Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Stadt • Fußball • Stadion

Herausgegeben von
Johann Jessen und Wolfram Pyta

Johann Jessen/Wolfram Pyta

Editorial 99

ABHANDLUNGEN

Noyan Dinçkal

»Kulturraum Stadion« – Perspektiven und Potentiale für die
Geschichtswissenschaften im Schnittfeld von Stadt und Sport 105

Kay Schiller/Christopher Young

Fanmeile im Grünen. Zur Ästhetik von Münchens Olympiapark
als Public Viewing-Kulisse 121

Ute Bednarz/Johann Jessen

Stadtteil Fußballarena 133

Christian Holl

Learning from Public Viewing 157

Iris Gleichmann

Stadtentwicklung im Zeichen der Fußball-Europameisterschaft 2012
Bericht aus Lwiw (Ukraine) 169

Ulf Gebken

Vor Ort und auf dem Platz: Soziale Integration durch Fußball 181

Thomas Berthold/Henning Wellmann

Aktive Stadtgestaltung von unten – Ultras und Stadt 193

AUTORINNEN / AUTOREN 205

FORUM

Dieter Martin

Denkmalpflege in Regensburg 1950-1975 (Buchbesprechung) 206

BESPRECHUNGEN

KARL KIEM, Die Waage. Ein Bautyp des Goldenen Jahrhunderts in Holland (<i>Cord Meckseper</i>)	210
SVEN OSTRITZ (Hrsg.), Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt. Bde. 1-3 (<i>Ulman Weiß</i>)	211
CELINA KRESS, Adolf Sommerfeld / Andrew Sommerfeld, Bauen für Berlin 1910-1970 (<i>Clemens Zimmermann</i>)	213
KLAUS DUNTZE, Der Luisenstädtische Kanal (<i>Christoph Bernhardt</i>).....	215
HARALD BODENSCHATZ (Hrsg.), Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien (<i>Christian v. Oppen</i>).....	216
ELISABETH BLUM, Atmosphäre. Hypothesen zum Prozess der räumlichen Wahrnehmung (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	218
ANDRÁS SIPOZ, A jövő Budapestje 1930-1960 / Das Budapest der Zukunft 1930-1960 (<i>János Brenner</i>)	219

STADT • FUSSBALL • STADION

EDITORIAL

Vom 8. Juni bis 1. Juli 2012 findet in Polen und in der Ukraine die Fußball Europameisterschaft

EURO 2012 statt. Man muss kein Fußballkenner sein, um vorherzusagen, dass sich in diesen drei Wochen nicht nur die Austragungsorte in den beiden Gastgeberländern, sondern alle europäischen Städte, in denen der Fußball etwas zählt, sich in einem veränderten Aggregatzustand befinden, dem sich auch diejenigen kaum entziehen können, die kein Interesse an diesem Sport haben. Wieder werden Tausende gemeinsam auf großen Plätzen und in Parks die Spiele auf Riesenleinwänden verfolgen und sich ausgelassen selbst feiern; ähnliches geschieht in den Biergärten oder Gaststätten. Wieder werden Autokorsi ihre Runden auf den Cityringen der Großstädte drehen; auf manchen von ihnen zumindest während der ersten beiden Wochen des Turniers fast täglich. Ob nun aus Deutschland, Italien, Griechenland, Kroatien, Portugal oder Spanien, eine Nationalmannschaft gewinnt immer und gibt Anlass, von den Landsleuten autofahrend bejubelt zu werden.

Erst seit wenigen Jahren werden große Fußballereignisse nicht mehr nur in den Stadien selbst oder vor dem Fernseher in den Wohnungen „konsumiert“. Vor allem seit der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland prägt bunte und lautstarke Teilhabe am Spielgeschehen in den Wochen großer Turniere und an Tagen wichtiger Spiele auch die öffentlichen Räume unserer Innenstädte. Dies mag der Grund dafür sein, dass diese Zeitschrift nicht schon früher den Zusammenhang von Stadtentwicklung, Stadtkultur und Sport, der mehr umfasst und deutlich älter ist als das so genannte „Public View-



ing“, zum Thema gemacht hat. In diesem Heft sind Beiträge zusammengeführt, die ausgewählte Facetten dieses Zusammenhangs aus der Perspektive verschiedener Disziplinen beleuchten.

Die Geschichtswissenschaft hat in den letzten Jahren allmählich den Sport als einen heuristisch ergiebigen Untersuchungsgegenstand entdeckt. Denn der Sport bringt auf eine spezifische Weise soziale, kulturelle und politische Prozesse zum Ausdruck und verleiht ihnen eine besondere Expressivität, was sich nicht zuletzt in der räumlichen Dimension des Sports und damit in den Stadien selbst manifestiert. Daraus folgt, dass das Stadion aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive ein multifunktionaler Raum ist, in dem bestimmte Entwicklungen der Moderne ablesbar sind. Der Historiker *Noyan Dinçkal* widmet sich in seinem Beitrag dem reichhaltigen Erkenntnispotential einer geschichtswissenschaftlichen Erkundung des Stadions. So ist der Boom der Stadionneubauten im Deutschland der 1920er Jahre nicht zuletzt auf die sich allmählich ausbreitende Konsumkultur zurückzuführen, deren Interessen sich verbanden mit dem Bedürfnis des Staates, geeignete öffentliche Räume für politisch nutzbare Massenveranstaltungen zu errichten. Als kulturelle Räume zogen Stadien Massen auch deswegen an, weil sie einen Erlebnisraum konstituierten, in dem positive wie negative Emotionen öffentlich ausgelebt werden konnten – manchmal allerdings auch eine Disposition zur gewalttätigen Markierung lokaler Identitäten in Gestalt rivalisierender Stadtteilbewohner. Das Stadion passte weiterhin zum Wettbewerbs- und Leistungsgedanken, weil mit dem Sport ein Handlungsfeld zur Aufführung brachte, das auf gleicher Chancenverteilung und klarem Regelsystem basierte.

In kulturwissenschaftlicher Perspektive ist es fruchtbringend, das Stadion als Ort einer performativen Handlung in den Blick zu nehmen, die auf einer beständigen Interaktion zwischen körperlich gleichzeitig anwesenden Aktiven und Zuschauern, zwischen Innenraum und Zuschauerraum beruht. Mit analytischen Zugriffen der Theatralitätsforschung lassen sich vor allem der spezifischen räumlichen Anordnung des Stadions und damit der genuinen Materialität des interessanten Perspektiven abgewinnen, um die Dynamik zwischen architektonischer Rahmung des Stadions und damit korrespondierender Publikumskultur erfassen zu können. Wie ergiebig und interdisziplinär anschlussfähig solche weitgefassten Zugriffe sind, mag man auch daran erkennen, dass die EU im Rahmen ihres siebten Forschungsprogramms ein entsprechend zugeschnittenes Projekt fördert („Football research in an enlarged Europe“ = FREE).

Der architektonischen und stadtplanerischen Gestaltung von Sportanlagen wohnt immer auch ein politischer Aspekt inne, da sich Sportstätten zur Repräsentation von Herrschaftsformen und der sie untermauernden politischen Leitideen eignen. Diesen Aspekt betonen am Beispiel des für die Olympischen Spiele 1972 in München errichteten Olympiaparks *Kay Schiller* und *Christopher Young*, zwei an britischen Universitäten tätige

Historiker, welche die einschlägige Monographie über die Münchener Sommerspiele verfasst haben. Sie konzentrieren sich dabei auf das Wirken des Landschaftsarchitekten Günther Grzimek, der zusammen mit dem Designer Otl Aicher ein kongeniales Gespann bildete, welches durch einen bewussten Funktionalismus der Form zugleich politikhaltige Botschaften aussenden wollte: München 1972 sollte ein gezielter Gegenentwurf zu Berlin 1936 werden, indem die gestalterischen Prinzipien von Offenheit und Transparenz eine partizipatorische Offerte an die Bürgerschaft aussandten. Für den von Grzimek verantworteten Olympiapark bedeutete dies, dass die Inbesitznahme einer großen innerstädtischen Grünfläche durch die Münchner Bevölkerung ausdrücklich vorgesehen war. Daher wurde der Olympiapark so konzipiert, dass es kein isoliertes grünes Reservat inmitten einer pulsierenden Großstadt bildete, sondern geschickt in das Stadtbild der damals dynamischsten deutschen Großstadt integriert wurde.

Insgesamt verbanden sich Landschaftsplanung und Design der Olympischen Spiele in München zu einem Gesamtkonzept, das – ähnlich wie die Vorgängerspiele in Berlin – auf synästhetisch erzeugten Mehrwert an Wirkung setzte, aber damit eine anders akzentuierte politische Aussage verband: Anstelle des klobigen Monumentalismus und Triumphalismus der NS-Spiele von 1936 sollte der Münchner Olympiapark im Verein mit der Architektur des Münchner Olympiastadions und der flankierenden künstlerischen Gestaltung eine Einladung zu gesellschaftlicher Teilhabe repräsentieren. Dieses Konzept avantgardistischer Architekten und Designer konnte den „heiteren Spielen“ von München deswegen seinen Stempel aufdrücken, weil es sich mit den Ideen des wichtigsten sportpolitischen Akteurs der damaligen Zeit, des Präsidenten des „Deutschen Sportbundes“ Willi Daume kreuzte. Dieser begnadete Sportpolitiker, ohne dessen unermüdlchen Einsatz München nie Olympiastadt geworden wäre, teilte die Grundauffassung von Grzimek und Aicher, dass der Sport als Mittel der Integration und Partizipation allen Bevölkerungsschichten offenstehen sollte. Die Allianz des politisch konservativen Daume mit den Sozialreformern Grzimek und Aicher ist zugleich ein Beleg dafür, dass lange vor der Studentenbewegung das demokratisch nutzbare Potential eines so relevanten Kulturfaktors wie des Sports von maßgeblichen Kräften aus Politik, Gesellschaft und Kultur in einer informellen „großen Koalition“ erkannt und gefördert wurde.

Der Profi-Fußball hat sich zu einem expandierenden Geschäft der Unterhaltungsbranche, einem medialen Dauerereignis und einem Freizeitvergnügen entwickelt, das auf sehr verschiedene Weise auch auf die Städte rückwirkt. Zu den sichtbarsten Veränderungen gehören der Umbau oder Neubau von Fußballstadien – nicht nur in den Austragungsorten der Fußball-WM 2006, sondern in zahlreichen Erst- und Zweitligastädten. In diesen Städten haben hitzige Debatten und Verhandlungen zwischen Verein und Gemeinde über den Zuschnitt des Stadions, über Standortalternativen, über Finanzierungsmodalitäten und Trägerschaft oft jahrelang Kommunalpolitik und Bürgerschaft beschäftigt. Dass sich hierbei die Vereine mit ihren Vorstellung haben durchsetzen können, unter-

streicht deren starke ökonomische und politische Position. Der Umbau von Sportstadien zu Fußballarenen und mehr noch Neubauten mit Standortverlagerungen sind Großprojekte, die stark auf das erweiterte städtische Umfeld ausstrahlen. Damit sind sie stets auch eine Herausforderung für die Stadt- und Verkehrsplanung. Zum einen müssen die Veranstaltungsorte hervorragend erreichbar sein, wobei einem möglichst großen Teil der Zuschauer der Öffentliche Nahverkehr zur Verfügung stehen sollte; zum anderen lagern sich im Umfeld der Stadien selbst immer mehr Einrichtungen wie Hotels, Trainingsanlagen oder Parkhäuser an, die im direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Spielbetrieb und der meist multifunktionalen Nutzung der neuen Arenen stehen. Unter dem bezeichnenden Titel „Stadtteil Fußballarena“ skizzieren *Ute Bednarz* und *Johann Jessen* aus der Perspektive der Stadtplanung die funktionalen, verkehrlichen und stadträumlichen Wirkungen, die von der Modernisierung der Spielstätten auf die städtische Umgebung ausgehen. An drei ausgewählten Stadien in München, Stuttgart und Gelsenkirchen wird des Weiteren beleuchtet, welche Konzepte die kommunale Planung an diesen neuen Stadtquartieren eigener Art verfolgt.

Auch das eingangs angesprochene „Public Viewing“, die medial vermittelte Erweiterung des Stadions auf die öffentlichen Plätze anlässlich großer Turniere und wichtiger Spiele, ist ein in den Städten spürbares Echo des modernen Fußballbetriebs. In seinen Reflexionen zum „Public Viewing“ – bekanntlich auch eine neuere Wortschöpfung mit englischem Klang, die im deutschen Sprachraum kreierte wurde und auch dort nur verstanden wird – geht der Architekturkritiker *Christian Holl* den Gründen für den Erfolg dieses Phänomens nach. Er betont, dass eine kulturpessimistische Deutung, die im Public Viewing nur einen weiteren Beleg für die „Ökonomisierung des städtischen Raums“ sehen möchte, zu kurz greift. Vielmehr votiert er in fünf Thesen dafür, den verborgenen Potenzialen nachzuspüren, die diese „vermeintlich vulgäre Raumnutzung“ auch für die Vitalisierung der Stadtkultur birgt. Da die gesellschaftlichen und kulturellen Gründe, die den Erfolg des „Public Viewing“ tragen, längerfristig tragen werden, handele es sich auch nicht um eine vorübergehende Mode. Das „Public Viewing“ werde, ob es gefalle oder nicht, weiterhin Bestand haben, wohl aber nicht – dies dem regelmäßigen Stadiongast und treuen Fan zum Troste – den Stadionbesuch je substituieren können. Er plädiert daher auch im Interesse einer Stadt als Ort der Aneignung und der Einübung neuer sozialer Umgangsformen für die „friedliche Ko-Existenz“ eines großen Spektrums von Formen und Orten, sich der „wichtigsten Nebensache der Welt“ zuzuwenden.

Eine der heftigsten Gegenreaktionen auf die jüngeren Kommerzialisierungsschübe im professionellen Fußball ist das Aufkommen der Ultras. Diese ursprünglich von Italien ausgehende Fanbewegung macht sich nicht nur laut und unübersehbar, bisweilen regelverletzend in den Stadien bemerkbar, sondern besetzt den städtischen Raum auf ihre subversive Weise – zumindest in den Fußballhochburgen. Als Fangruppierung, die ihre

ganze Leidenschaft dem „Verein ihres Herzens“ widmet und auf die Wahrung traditioneller, oder zumindest für traditionell gehaltene Werte und Symbole pocht, steht sie geradezu antipodisch zu den temporären Fußballfreunden, die vor den Großleinwänden feiern. Inzwischen hat jeder Verein im bezahlten Fußball seine Ultras. So sehr sich die Ultras im Habitus, in der Radikalität ihrer politischen Orientierungen und in der Auswahl ihrer Mittel von Verein zu Verein unterscheiden mögen, ist allen ist ein bittererster Lokalpatriotismus eigen, der eine traditionelle Verbindung zwischen Verein und Stadt oder gar Stadtteil beschwört – quasi stellvertretend für Vereinsführung und Mannschaft, die sich auf internationalen Märkten bewegen und diese Verbindung nicht mehr glaubwürdig verkörpern können. In ihrem Beitrag „Aktive Stadtgestaltung von unten – Ultras und Stadt“ beleuchten die beiden Politikwissenschaftler *Thomas Berthold* und *Henning Wellmann* das „vielschichtige Verhältnis der Ultras zu ihrer Stadt“ und deren verschiedene Praktiken, mit denen sie diesem Verhältnis auf ihre eigene, keineswegs immer von allen geteilte Weise Ausdruck verleihen.

„Más Integración“ (Mehr Integration) – mit dieser Losung wirbt der Deutsche Fußball-Bund (DFB) für sich selbst als Aktivposten der Integration von Migranten in die deutsche Gesellschaft und verweist dabei auf die große ethnische Vielfalt, die seit einigen Jahren die National-Mannschaften der Männer und Frauen prägt. Fußball als Triebfeder der Integration, worauf der DFB stolz ist, bezieht sich nicht nur auf Deutschlands erste Elf, sondern schließt seit einigen Jahren viele Initiativen ein, in denen Integration durch Fußball in der Breite gefördert wird. Der Sportpädagoge *Ulf Gebken*, Mitarbeiter des Instituts „Integration durch Sport und Bildung“ an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg, gibt in seinem Beitrag einen aktuellen Überblick über die sozial-integrativen Initiativen des Sports auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene, die sich vor allem an die Jugendlichen richten. Das Spektrum reicht von den vernetzten Aktivitäten des Deutschen Olympischen Sportbundes, des Deutschen Fußballbundes und des zuständigen Ministeriums über Förderprogramme der einzelnen Länder bis hin zu den Initiativen der Gemeinden und Sportvereine vor Ort und zum sogenannten „Netzwerk Straßenfußball“, das sich außerhalb der traditionellen Formen und Regeln ausbreitet. Das von dem Autor wissenschaftlich begleitete und vom DFB unterstützte Projekt „Kicking Girls“ der Laureus-Stiftung an einer Grundschule in Bremen erhielt in diesem Frühjahr aus den Händen von Bundeskanzlerin Angela Merkel den Deutschen Integrationspreis.

Zum ersten Mal findet mit der EURO 2012 ein sehr großes internationales Sportereignis in der Ukraine statt. Es wird der hiesigen Öffentlichkeit ein ihr bisher immer noch fremdes Land näher bringen, das in Europa der Fläche nach hinter Russland immerhin das größte und der Bevölkerung nach mit 46 Mio. Einwohnern das fünftgrößte ist. Nicht nur das Land, sondern auch die Austragungsorte erhoffen sich durch dieses weltweite Medienereignis einen Schub in der öffentlichen Wahrnehmung als attraktiver Wirtschafts-

standort und lohnendes Reiseziel für Touristen. Die „Festivalisierung der Stadtpolitik“, die der Stadtsoziologe Walter Siebel Anfang der 1990er Jahre noch als neue Strategie von Metropolen markierte, ist inzwischen Standard: Großereignisse werden gezielt für die Stadtentwicklung funktionalisiert. Wie diese Strategie in Lwiw, dem früheren Lemberg, als Austragungsort von Vorrundenspielen der deutschen Nationalmannschaft aussieht, berichtet aus erster Hand die Stadtplanerin *Iris Gleichmann*, die gegenwärtig für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH das Projekt „Kommunalentwicklung und Altstadtsanierung in Lwiw“ leitet. Auf diese Weise lenkt sie die Aufmerksamkeit auch auf eine vergessene „europäische Stadt“ mit sehr reichem und gut erhaltenem, aber bedrohtem baukulturellem Erbe und einem besonders geschlossenen historischen Stadtbild.

Stuttgart / Esslingen am Neckar

Juni 2012

Johann Jessen und Wolfram Pyta

»KULTURRAUM« STADION

PERSPEKTIVEN UND POTENTIALE FÜR DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFTEN IM SCHNITTFELD VON STADT UND SPORT

I.

Noch vor knapp zehn Jahren verglich Moshe Zimmermann die Lage von Historikern, die sich mit Sport beschäftigen, mit der von Sportjournalisten, die mit der Frage konfrontiert werden, „was sie denn werden wollen, wenn sie erwachsen sind“.¹ Mittlerweile hat sich die Situation verändert. Zahlreiche Publikationen sowie Fachtagungen² zeugen davon, dass der Sport zu einem als seriös erachteten Untersuchungsgegenstand der Geschichtswissenschaften avanciert ist. In diesem Zusammenhang hat die Forschung detailliert herausgearbeitet, dass es sich beim Sport im Wesentlichen um ein urbanes Phänomen handelt.³ Im Zuge der Auseinandersetzung mit den Wechselwirkungen zwischen Verstädterung, Urbanität und Sport finden, wenn auch zumeist nur sporadisch, die spezifischen Räume des Sports und hierbei insbesondere die Stadien verstärkt Berücksichtigung.⁴

Sicherlich hat das neu erwachte Interesse an Stadien auch mit aktuellen Tendenzen zu tun. Das Stadion gilt als die Kultarchitektur des 21. Jahrhunderts. Es habe etwa den

- 1 M. Zimmermann, Die Religion des 20. Jahrhunderts: Der Sport, in: C. Dipper u.a. (Hrsg.), Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder, Berlin 2000, S. 331-350, hier S. 331. Zimmermann gibt hier eine Äußerung des amerikanischen Autors und Sportjournalisten Robert Lipsyte wieder.
- 2 Darunter eine ausschließlich dem Sport gewidmete Sektion auf dem Historikertag 2000. Viele der dort gehaltenen Sektionsvorträge sind abgedruckt in W. Pyta (Hrsg.), Der lange Weg in die Bundesliga. Zum Siegeszug des Fußballs in Deutschland, Münster 2004. Eine Pionierarbeit für die Sportgeschichte ist: C. Eisenberg, „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-13, Paderborn 1999. Einen hervorragenden Forschungsüberblick geben K. Schiller/C. Young, The History and Historiography of Sport in Germany: Social, Cultural and Political Perspectives, in: German History 27 (2009), S. 313-330.
- 3 Umfassend S. Nielsen, Sport und Großstadt 1870 bis 1930. Komparative Studien zur Entstehung bürgerlicher Freizeitkultur, Frankfurt a.M. 2002; vgl. ferner C. Koller (Hrsg.), Sport als städtisches Ereignis, Ostfildern 2008, S. 7-27; Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1 (2006), Themenheft: Stadt und Fußball; R. Trumbour, Sport and the Urban Landscape, in: Journal of Urban History 33 (2007), S. 848-856.
- 4 Exemplarisch S. Frank/S. Steets (Hrsg.), Stadium Worlds. Football, Space and the Built Environment, London/New York 2010 und M. Marschik u.a. (Hrsg.), Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie, Wien 2005.

Museumsbau als Prestigebau des 20. Jahrhunderts abgelöst, ebenso wie das Museum in dieser Beziehung die Bahnhöfe, Theater und Opernhäuser des 19. Jahrhunderts abgelöst habe.⁵ Gegenwärtig bieten Kommunen und Vereine vollkommen losgelöst von sportlichen Wettkämpfen als touristische Attraktion Stadionführungen an, beispielsweise in Köln, Leverkusen, Gelsenkirchen und Dortmund.⁶ Und nicht zufällig fand parallel zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006 im Architekturmuseum der TU München in der Pinaothek der Moderne die Ausstellung „Architektur + Sport. Vom antiken Stadion zur modernen Arena“ statt.⁷ Ein weiteres Beispiel, wie aktuelle Ereignisse die wissenschaftliche Auseinandersetzung befeuern können, ist die ausführliche Diskussion US-amerikanischer Historiker um das Zusammenspiel von Sport, Stadien und städtischer Identität im Fachportal H-Urban, ausgelöst vom Sieg des Clubs aus New Orleans im Super Bowl vor dem Hintergrund des Hurrikans Katrina 2005 und der Rolle des dortigen Football-Stadiums als Zufluchtstätte.⁸

Insgesamt gelten Stadien also als „architektonische Marker der Moderne“.⁹ Am Anfang seiner wegweisenden Studie „Sport, Space and the City“ beschreibt der Kulturgeograph John Bale Stadien als „folk cathedrals“, als zentrale Orte moderner Massenkultur und urbaner Riten. An die Stelle von Kirchtürmen seien nun die Flutlichtmasten der Stadien getreten, die als „urban landmarks and points of reference“ weithin sichtbar in den Himmel ragen.¹⁰ Anknüpfend an diese Beobachtung, werde ich im Folgenden erstens einige Perspektiven und Potentiale aufzeigen, die eine Betrachtung des Stadions für die Geschichtswissenschaften birgt. Zweitens werde ich in diesem Zusammenhang den Versuch unternehmen, den Faktor „Raum“ in meine Überlegungen einzubeziehen.

II.

Die Etablierung des Sports als Bestandteil der urbanen Massenkultur schlug sich auch in ausdrücklich für den Sport definierten Räumen nieder. In den ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts etablierten sich zumindest in Deutschland nicht nur die Sinnprinzipien und Körperpraktiken des modernen Sports, sondern damit verknüpft auch die sportspezifischen Räume wie Sportanlagen, Laufbahnen und Stadien, wie wir sie im Wesentlichen

5 Zu aktuellen Tendenzen siehe die kurzen Bemerkungen in: *H. Schubert*, Empirische Architektursoziologie, in: *Die Alte Stadt* 32 (2005), S. 1-27, hier S. 20 f.

6 <http://www.nrw-tourismus.de/magazin/nrw-specials/weitere-nrw-specials/fussballstadien.html> (24.09.2011).

7 *Architekturmuseum der TU München* (Hrsg.), *Architektur + Sport. Vom antiken Stadion zur modernen Arena*, Wolftratshausen 2006.

8 Siehe www.h-net.org/~urban [12.08.2011]. Ich danke Prof. Dieter Schott für seinen Hinweis.

9 So *M. Marschik u.a.*, Einmarsch ins Stadion: Einleitung, in: *ders.* (s. A 4), S. 7-18, hier S. 10.

10 *J. Bale*, *Sport, Space and the City*, London, New York 1993, S. 3; aus stadthistorischer Sicht siehe zu diesem Komplex *N. Katzer*, Introduction: Sports Stadia and Modern Urbanism, in: *Urban History* 37 (2010), S. 249-252.

noch heute kennen. Sport war und ist immer auch ein räumliches Ereignis, und zwar in zweierlei Hinsicht: Erstens wurde im Sport zu einem wesentlichen Teil um die Eroberung von Räumen gekämpft. Es ging um den Besitz räumlicher Anordnungen, um die Beherrschung von freien Räumen und die Messung des räumlichen Fortschritts in der Zeit.¹¹ Zweitens fand der Sport in der Regel nicht irgendwo statt, sondern zumeist an spezifischen Orten wie Sportstätten, die eigens für den Sport geschaffen wurden. Das schließt überhaupt nicht aus, dass beispielsweise Fußball auch an anderen Orten wie Straßen und unspezifischen Grünflächen betrieben werden konnte und kann, verweist aber auf einen wichtigen und charakteristischen Zug der historischen Entwicklung des modernen Sports: die Umformung von Landschaften unter Zuhilfenahme eines im Laufe der Jahrzehnte immer komplexer werdenden wissenschaftlich-technischen Instrumentariums, um sie den Erfordernissen des Sports anzupassen.¹²

Bernhard Boschert hat diagnostiziert, dass dem Raum im Zusammenhang mit dem Sport insgesamt wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Tatsächlich scheint die räumliche Bedingtheit des Sports in der Selbstverständlichkeit des Vertrauten zu entschwinden.¹³ Allerdings muss hinzugefügt werden, dass diese Diagnose im Zuge des *spatial turn* erstellt wurde, der seit den 1990er Jahren zunehmend die deutschen Sozial- und Kulturwissenschaften erfasste.¹⁴ Obwohl in diesem Zusammenhang in den Sportwissenschaften mittlerweile den Räumen und Orten des Sports mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, spielen diese in historischen Arbeiten zum Sport kaum eine Rolle.¹⁵ Dabei lässt sich die Geschichte des modernen Sports nur schwer von der Produktion von Sporträumen trennen. Markus Schroer und Peter Gleichmann haben darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichte der Moderne mit einer zunehmenden Einrichtung spezifischer, dem Körper und körperlichen Verrichtungen zugewiesener Räume einherging.¹⁶ Gleichmann spricht

11 P.L. Wagner, Sport: Culture and Geography, in: A. Pred (Hrsg.), Space and Time in Geography. Essays Dedicated to Torsten Hägerstrand, Lund 1981, S. 85-108, hier S. 95.

12 Vgl. P. Clark (Hrsg.), The European City and Green Space. London, Stockholm, Helsinki and St. Petersburg, 1850-2000, Aldershot 2006; allgemein hierzu J. Bale, Der Sportplatz: Das Spiel der gezähmten Körper, in: Zeitschrift für Semiotik 19 (1997), S. 35-48, hier S. 36 ff.

13 B. Boschert, Der Sport und der Raum – der Raum des Sports, in: SportZeiten 2 (2002), S. 19-37. Aus der Perspektive der Sportwissenschaften vgl. auch C. Peters, Sport und Raum – eine sportwissenschaftliche Bestandsaufnahme, in: SportZeiten 10 (2010), S. 23-41.

14 Als Überblick siehe J. Döring/T. Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008.

15 M. Schroer, Vom „Bolzplatz“ zum „Fußballtempel“. Was sagt die Architektur der neuen Fußballstadien über die Gesellschaft der Gegenwart aus? in: G. Klein/M. Meuser (Hrsg.), Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs, Bielefeld 2008, S. 155-173; P. Leo, Das Stadion, in: A. Geisthövel/H. Knoch (Hrsg.), Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2005, S. 151-160.

16 M. Schroer, Räume, Orte Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt a.M. 2006, S. 288 f.; P. Gleichmann, „Wohnen“, in: H. Häußermann (Hrsg.), Großstadt. Soziologische Stichworte, Opladen 1998, S. 272-281, hier S. 276.

in diesem Zusammenhang von einer „Verortung“ körperlicher Verrichtungen. Demnach wurden für verschiedene körperliche Praktiken separate Räume konstituiert. Ein klassisches Beispiel hierfür ist die Ausdifferenzierung des gebauten Raums in öffentliche und private Sphären oder in Arbeits- und Freizeiträume. Körperliche Praktiken, die nicht in den dafür vorgesehenen Räumen vollzogen wurden, konnten als abweichend oder widergesetzlich klassifiziert werden. Die Geschichte des modernen Sports ist unmittelbar mit der Geschichte der Herausbildung eben dieser auf einzelne Funktionen festgelegten Räume verknüpft. Der Sport schuf sich in Sportplätzen, Laufbahnen und Stadien seine eigene räumliche Repräsentation.¹⁷ Wie Norbert Elias und Eric Dunning am Beispiel der Geschichte des Fußballs herausgearbeitet haben, war die Herausbildung des modernen Sports und seiner Räume von Einschließung und Verregelung einerseits sowie der räumlichen Trennung von Zuschauern und Sportlern andererseits geprägt.¹⁸

Nicht nur fand der Sport in eigens dafür hergerichteten Räumen statt, sondern körperliche Praktiken wurden darüber hinaus vor allem durch räumliche Anordnungen überhaupt als sportliche Handlung eindeutig erkannt und von alltäglichen Bewegungen unterschieden. Erst sportspezifische Räume und die zeitliche Separierung und Verregelung trennten Alltagshandlungen klar von sportlichen Praktiken. Vor allem indem Sporträume definiert und in ihrer Definition von anderen Räumen unterschieden wurden, entstand das spezifische Feld des Sportes mit einem eigenen Handlungsrahmen, eigenen Sinnzuschreibungen, Regeln und Bedeutungen. Insofern zeichnet sich die Geschichte des Sports auch durch einen Prozess der Einschließung in vom Alltagsleben abgeschirmte Sonderräume aus.¹⁹ Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung schließlich in der Stadionarchitektur mit räumlich voneinander getrennten Zuschauerrängen und Spielfeldern. Das ist im Grunde ein Akt sozialer Schließung, der mit einer räumlichen Absonderung einhergeht, ein Vorgang, den Camiel van Winkel mit einer sich langsam schließenden Auster verglichen hat.²⁰ Gleichzeitig aber, und das ist in diesem Zusammenhang wesentlich, ging mit diesem Akt der „Schließung“ eine kulturelle Öffnung sowohl des Sports als auch

17 M. Schroer, Materielle Formen des Sozialen. Die „Architektur der Gesellschaft“ aus Sicht der sozialen Morphologie, in: J. Fischer/H. Delitz (Hrsg.), Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie, Bielefeld 2009, S. 19-48, hier S. 20.

18 N. Elias, Der Fußballsport im Prozess der Zivilisation, in: R. Lindner (Hrsg.), Der Satz „Der Ball ist rund“ hat eine gewisse philosophische Tiefe. Sport, Kultur, Zivilisation, Berlin 1983, S. 12-21; E. Dunning, Die Dynamik des modernen Sports: Anmerkungen zum Leistungsstreben und zur sozialen Bedeutung des Sports, in: N. Elias/E. Dunning, Sport und Spannung im Prozeß der Zivilisation, Frankfurt a.M. 2003 (= Norbert Elias, Gesammelte Schriften 7), S. 363-397.

19 P. Bourdieu, Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports, in: ders., Soziologische Fragen, Frankfurt a.M. 1993, S. 165-186, hier S. 169; siehe ferner G. Gebauer u.a., Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft, Bielefeld 2004, S. 28.

20 C. van Winkel, Tanz, Disziplin, Dichte und Tod. Die Masse im Stadion, in: M. Marschik (s. A 4), S. 251; ähnlich die Argumente in J. Bale, Landscapes of Modern Sport, Leicester 1994, S. 2 und P. Vertinski/J. Bale (Hrsg.), Sites of Sport. Space, Place, Experience, London/New York 2004.

seiner spezifischen Orte einher, die sich vor allem in Phänomenen wie Fest, Konsum, Öffentlichkeit und Unterhaltung manifestierte.²¹

III.

Der Publizist und Architekturkritiker Jan Tabor charakterisiert das Stadion als eine „Maschine zur Handhabung von Massen“ und Franz-Joachim Verspohl gab seiner architekturhistorischen Studie über Stadienbauten gleich den Untertitel „Regie und Selbsterfahrung der Massen“.²² Für Gunter Gebauer und Gerd Hortleder sind Stadien „Orte des Massenerlebens“, Orte, die der Erfahrung von „Massendichte“ dienen.²³ Aber kann man, wenn man das Stadion in den Blick nimmt, überhaupt den Begriff „Masse“ verwenden? Die Schwierigkeiten bei der Beantwortung dieser Frage rühren vor allem daher, dass in ebendiese die intellektuell einflussreichen Schriften der Massengesellschaftskritik der Zwischenkriegszeit, etwa „Der Aufstand der Massen“ von José Ortega y Gasset und „Die geistige Situation der Zeit“ von Karl Jaspers, hineinspielen.²⁴ Der gemeinsame Nenner dieser Schriften ist die Interpretation der Massenkultur als Ausdruck des Niedergangs von Hochkultur und Exzellenz. Aus diesem Grund hat der Begriff noch heute einen etwas verächtlichen Beiklang.²⁵ Wenn hier der Begriff „Masse“ verwendet wird, dann geschieht dies, weil Masse nicht automatisch gleichbedeutend mit einer großen Anzahl von Menschen ist. Massen entstehen dann, wenn sie, wie im Stadion, „auf etwas ausgerichtet sind, sich in Erwartungshaltung befinden“.²⁶ Es muss eine auf ein Ziel gerichtete Spannung, wie sie ein sportlicher Wettkampf bietet, zu identifizieren sein, unter der Voraussetzung, dass das Ziel „nicht aus den Massen selbst hervorgeht, sondern ihnen zugewiesen“ wird.²⁷

Aus dieser Perspektive wird schon deutlich, dass die Betrachtung der spezifischen Form, der Ausmaße und der räumlichen Anordnung von Stadien ohne eine intensive Einbeziehung des Sportkonsums im Sinne eines Kultur- und Freizeitkonsums zu kurz

21 Exemplarisch K. Raitz (Hrsg.), *The Theater of Sport*, Baltimore 1995.

22 J. Tabor, Olé. Architektur der Erwartung. Traktat über das Stadion als Sondertypus politischer Gelungsbauten (Fragment), in: M. Marschik (s. A 4), S. 58; F.-J. Verspohl, *Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen*, Gießen 1976.

23 G. Gebauer/G. Hortleder, Fußball. Die Nachrichten über Brüssel, in: *dies.* (Hrsg.), *Sport, Eros, Tod*, Frankfurt a.M. 1986. S. 260-270.

24 K. Jaspers, *Die geistige Situation der Zeit*, Berlin/Leipzig 1931; J.O. y Gasset, *Der Aufstand der Massen*, Berlin 2002 [1930].

25 Vgl. K. Maase, *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970*, Frankfurt a.M. 1987; siehe auch R. vom Bruch, „Der Zug der Millionen“. *Massengesellschaft im Aufbruch*, in: A. Nitschke u.a., *Jahrhundertwende, Aufbruch in die Moderne 1880-1930*, 2 Bde., hier Bd. 1, Reinbek/Hamburg 1990, S. 92-120.

26 P. Stadler, *Masse und Macht*, in: U. Lappenküper u.a. (Hrsg.), *Masse und Macht im 19. und 20. Jahrhundert. Studien zu Schlüsselbegriffen unserer Zeit*, München 2003, S. 13-26, hier S. 14.

27 Ebda.

greift.²⁸ So bedingten sich die Entwicklung des Sportkonsums zum Massenphänomen und der Stadionboom in den 1920er Jahren gegenseitig. Um 1920/21 waren in Deutschland etwa 10 Stadien in Betrieb. Bis 1925 stieg ihre Anzahl auf etwa 30. Ab Mitte der 1920er Jahre beschleunigte sich die Stadienbautätigkeit. Innerhalb von nur zwei Jahren, also bis 1927, stieg die Anzahl der Stadien in Deutschland auf 80. 1930 standen in knapp über 100 Städten mehr als 125 Stadien zur Verfügung.²⁹ Diese Stadien nahmen beispielsweise 1930 ungefähr ein Siebtel der insgesamt zu Sporträumen umgewandelten städtischen Nutzungsflächen ein. Doch ist dieses Verhältnis ausgesprochen problematisch, da es auf Angaben der Kommunen beruht und diese in ihrer Orientierung am Breitensport auch Flächen in ihren Erfolgsbilanzen berücksichtigten, die unspezifisch waren: Grünanlagen, Parks und Schulturnplätze. Ohne genaue Zahlen angeben zu können, lässt sich festhalten, dass sich ab 1920 die Relation von kleineren Sportplätzen und Stadien zugunsten von Stadien verschob.³⁰ Das Besondere an Stadien war nun, dass sie sowohl deutlich auf den Wettkampf als auch auf den Konsum von Sport ausgerichtet waren. Wenn man nun in Rechnung stellt, dass sich der Massencharakter des Sports – wie Christiane Eisenberg argumentiert hat – mehr an der Anzahl der konsumierenden Zuschauer manifestierte als an der Anzahl „aktiv“ Sporttreibender,³¹ so wird die Bedeutung des Stadions als spezifischer Ort des „Massenerlebens“ ersichtlich.

Für Elias Canetti war das Stadion daher ein wichtiges Massensymbol der Moderne.³² Sein Werk „Masse und Macht“ kreist um die Fragen, weshalb von der Masse für den Einzelnen eine so große Faszination ausgeht, unter welchen Umständen sich eine Masse bildet und welchen Gesetzmäßigkeiten die Bildung einer Masse folgt. In Canettis Reflexionen über das Phänomen der Masse spielten die räumliche Positionierung des Stadions in der Stadt sowie seine amphitheatralische Form eine essentielle Rolle. Ausgangspunkt seiner Überlegungen war, dass das Stadion, „[n]ach außen, gegen die Stadt“ eine „leblose Mauer“, nach „innen“ aber eine „Mauer von Menschen“ aufweist. In der Tat wies das Stadion in seiner ovalen, nach innen gerichteten räumlichen Ordnung eine deutliche Grenze zur Stadt auf – sei es nun in Form einer einfachen Mauer oder einer steil ansteigenden Tribüne. Die Zuschauer lösten sich, sobald sie das Stadion betraten, aus dem Gefüge der Stadt heraus: „Für die Dauer ihres Aufenthalts in der Arena scheren sie sich um nichts,

28 Erste Anregungen hierzu in C. Eisenberg, Möglichkeiten und Grenzen der Konsumgeschichte: das Beispiel des Sportkonsums, in: M. Prinz (Hrsg.), Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne, Paderborn 2003, S. 515-531 und N. Dinçkal, Stadien, Sportparks und Musterspielplätze. Großsportanlagen und Publikum in Deutschland, 1900 bis 1930, in: Technikgeschichte 75 (2008), S. 215-232.

29 Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen (Hrsg.), Deutscher Sportbau, Breslau 1930, S. 14

30 S. Nielsen (s. A 3), S. 553.

31 C. Eisenberg, Massensport in der Weimarer Republik. Ein statistischer Überblick, in: Archiv für Sozialgeschichte 33 (1993), S. 137-177.

32 E. Canetti, Masse und Macht, Frankfurt a.M. 1980 [1960], S. 25.

was in der Stadt geschieht. Sie lassen das Leben ihrer Beziehungen, ihrer Regeln und Gewohnheiten zurück.“ Im wortwörtlichen Sinne drehten sie ihrem Alltag den Rücken zu. Zugleich bewirkte diese Anordnung eine gewisse Erregung im Stadion, allerdings nur für einen klar umrissenen Zeitraum und unter einer ganz entscheidenden Übereinkunft: „Die Masse muß sich nach innen entladen.“³³

Diese Entladung nach innen war untrennbar verknüpft mit der konzentrischen und vertikalen Gliederung eines Stadions, die spezifische Wahrnehmungs-, Erlebnis- und Verhaltensweisen implizierte. Der nach innen gerichtete Blick nahm zweierlei wahr: Einerseits konfrontierte das Stadion den Zuschauer mit sich selbst, ließ den Zuschauer sich als Teil einer größeren Masse wahrnehmen. Gleichzeitig konfrontierte das Stadion die Zuschauer mit den Wettkämpfern im Zentrum der Anlage und förderte die unentwegte Interaktion zwischen Innenraum und Zuschauerraum, die eine verbale oder körperliche Verletzung von räumlichen Grenzen geradezu herausforderte.³⁴ Es sind diese beiden charakteristischen Züge, die das Stadion von anderen Orten des Kulturkonsums, wie etwa Theatern, Museen oder Vergnügungsparks, deutlich unterschied.

Eben diese Eigenschaften erklären wohl auch die anhaltende Attraktivität der Stadien für außersportliche Ereignisse und hierbei speziell für „Feste“.³⁵ Beispielsweise wurden seit der Weimarer Republik Stadioneinweihungen als städtische Feste inszeniert, auch um die Leistungsfähigkeit der jeweiligen Kommunen zu betonen.³⁶ Zutreffend bezeichnete Günter Wiegelmann in einer volkskundlichen Überblicksstudie Sportveranstaltungen als „Zuschauerfeste“ und hob diesen Umstand als Periodisierungskennzeichen der europäischen Freizeitkultur nach 1945 hervor.³⁷ Der Ereigniskern der Sportveranstaltung führte ein Prinzip vor, das in modernen Gesellschaften einen Leitwert darstellt: den Wettbewerb unter gleichen Ausgangsbedingungen und den Erfolg ausschließlich gemessen an Leistungskriterien. Karl Heinz Bette charakterisiert den symbolischen Kern von Sportdarbietungen treffend als „Feierstunden des Leistungsprinzips“.³⁸

Aber dass es sich bei einem Stadion um mehr als eine bloße Spiel- und Sportstätte handelt, hatte bereits Johan Huizinga erkannt: „Unter den formalen Kennzeichen des Spiels war die Herausnahme der Handlung aus dem gewöhnlichen Leben die wichtigste. Ein geschlossener Raum wird materiell oder ideell abgesondert, von der täglichen Umge-

33 Ebd., S. 56.

34 J. Bale, *The Stadium as Theatre. A Methaphor for our Times*, in: J. Bale/O. Moen (Hrsg.), *The Stadium and the City*, Keele 1995, S. 311-322, hier S. 314.

35 M. Maurer, *Prolegomena zu einer Theorie des Festes*, in: ders. (Hrsg.), *Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik*, Köln 2004, S. 19-54.

36 A. von Saldern, *Sport und Öffentlichkeitskultur. Die Einweihungsfeier des hannoverschen Stadions im Jahre 1922*, in: H. D. Schmid (Hrsg.), *Feste und Feiern in Hannover, Bielefeld 1995*, S. 169-211.

37 G. Wiegelmann, *Die Aufgabe, Volkskultur zu periodisieren*, in: ders., *Theoretische Konzepte der europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle*, Münster²1995, S. 179-189, hier S. 187.

38 K.-H. Bette/U. Schimank, *Sportevents: Eine Verschränkung von „erster“ und „zweiter Moderne“*, in: W. Gebhardt (Hrsg.), *Events. Soziologie des Außergewöhnlichen*, Opladen 2000, S. 307-323, hier S. 319.

bung abgesteckt.³⁹ Notwendig war also ein abgegrenzter Ort, das im Zusammenspiel mit kollektivem ereignisstiftendem Handeln das Stadion zu einem außeralltäglichen Erfahrungs-, Kommunikations- und Handlungsraum werden ließ. In dieser Beziehung kann das Stadion als „Festplatz der Weltausgrenzung“ bezeichnet werden.⁴⁰ Allein die schiere Größe der Stadien, der weitläufige Innenraum, die durch das Oval ermöglichte gute Sicht ins Zentrum der Anlage, die durch die innere Segmentierung ermöglichten Repräsentationsmöglichkeiten und die logistischen Vorteile der Führung und Entleerung gehörten zu den charakteristischen Eigenschaften des Stadions, die sie zu Festorten, oder, in den Worten von Otto Ernst Schweizer, des Architekten des städtischen Stadions in Nürnberg und des Wiener Praterstadions, zu „Großversammlungsräumen“ geradezu prädestinierten.⁴¹

Der Begriff „Großversammlungsraum“ ist treffend, denn die Geschichte des Stadions ist, zumindest was seine moderne Zweckbestimmung und Nutzung angeht, nicht allein auf den Sport beschränkt. Schon ein kurzer Blick auf die Festkultur der Französischen Revolution zeigt weitere Traditionslinien auf. Für den Architekturhistoriker Franz-Joachim Verspohl stellt die mit Erdrängen ausgestattete Arena am Pariser Champ de Mars, die für die Fête de la Fédération am 14. Juli 1790, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille, errichtet wurde, das erste dauerhafte Stadion der Neuzeit dar.⁴² Auch eine der ersten theoretischen Reflektionen der Neuzeit über die Vorzüge des Stadions für politische Massenveranstaltungen entstammt diesem Kontext: Das Kapitel „Colisée“ aus dem „Essai sur l'art“ von Etienne-Louis Boullée. Boullée ging es um eine auf den Trümmern der Monarchie neu zu erfindende, den Idealen der Revolution entsprechende Festkultur.⁴³ Drei Ziele waren darin eingebunden: Durch eine den antiken Amphitheatern entlehnte Festarchitektur sollte erstens eine Verdichtung der revolutionären Massenfeste erfolgen.⁴⁴ Zweitens zielte er auf eine stärkere Einbeziehung der Zuschauer in das Festgeschehen, gerade auch in Abgrenzung zur monarchischen Festkultur, die, wenn die Bevölkerung überhaupt einbezogen wurde, die klare Ausrichtung der Massen auf den Herrscher und seine Repräsentanten vorsah. Drittens wollte Boullée die Masse auf ein Ziel ausrichten, wobei das Ziel, und das war das Neue, auch immer die Masse selbst war. „Man stelle sich 300.000 Menschen unter einer amphitheatralischen Anordnung vor, wo keiner den Blicken der Menge verborgen bleiben kann. Aus dieser Anordnung ergäbe sich eine einzig-

39 J. Huizinga, *Homo Ludens*. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, Hamburg 1956 [1939], S. 26.

40 So M. Prosser, „Fußballverrückung“ beim Stadionbesuch. Zum rituell-festiven Charakter von Fußballveranstaltungen in Deutschland, in: M. Herzog (Hrsg.), *Fußball als Kulturphänomen*. Kunst-Kult-Kommerz, Stuttgart 2002, S. 269-292, hier S. 271.

41 Zitat nach J. Tabor (s. A 22), S. 83; zu Schweizer siehe I. Boyken, *Otto Ernst Schweizer 1890-1965*. Bauten und Projekte, Stuttgart 1996.

42 F.-J. Verspohl (s. A 22), S. 7.

43 Ebda, S. 27-32.

44 Siehe R. Sennett, *Fleisch und Stein*. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Frankfurt a.M. 1997, S. 378-384.

artige Wirkung: die Schönheit des erstaunlichen Schauspiels würde von den Zuschauern selbst ausgehen. Sie selbst wären das Schauspiel.⁴⁵

Dieses Beispiel zeigt: Hinter dem, was historisch als „Fest“ bezeichnet wurde, verbarg sich häufig ein politisches Ereignis. Vor allem die Studie von Nadine Rossol hat deutlich gemacht, dass das Zusammenspiel von Sport, Stadion und politischer Festkultur keineswegs auf autoritäre Staaten beschränkt war – neben den „Nazi Games“⁴⁶ 1936 und dem Reichssportfeld können in dieser Hinsicht die Moskauer Stadionbauten der 1920er Jahre oder das 1932 errichtete Foro Mussolini als Beispiel dienen⁴⁷ –, sondern in Deutschland eine bis ins späte Kaiserreich zurückreichende Traditionslinie aufweist.⁴⁸ Deswegen muss von dem Festcharakter, den jede Sportveranstaltung annehmen konnte, eine weitere Form des Festes unterschieden werden. Zu denjenigen Festen, deren Handlungszentrum der Sport selbst war, kamen solche Feste hinzu, die im Kern einen Repräsentationsanlass hatten. In diesen Fällen war der Sport nicht Handlungszentrum, sondern eine von mehreren Handlungen, die sich um diesen Repräsentationsanlass herum gruppieren. Die Anlässe der Feste galten etwa dem Geburtstag des Reichspräsidenten oder der Weimarer Verfassung, sie feierten die Kontinuität des Regierungssystems oder verkörperten die nationale Einheit. Der Sport war hier kein Selbstzweck, sondern Mittel und Medium, um zum einen die „Besten“ zu zeigen, indem man sie durch den Wettkampf bezeugte, und zum anderen den Repräsentanten des Landes Ehre zu erweisen. Diese Beispiele zeigen das Stadion als Ort politischer Festkultur und den Sport als Bestandteil symbolischer Ausdrucksformen des Politischen. Eine Kulturgeschichte, die ihren Blick auf die symbolischen und performativen Aspekte des Politischen richtet, müsste aus diesen Gründen auch dem Stadion als spezifischen Festraum der Moderne besondere Aufmerksamkeit schenken.⁴⁹

IV.

Um zusammenzufassen: Das Stadion verwandelte sich zu einem von der Außenwelt getrennten Raum mit seiner spezifischen Unterscheidung in Publikum und Sportler und einer auf Massen ausgelegten Dimension. Als Ort konzentrierter Dichte ermöglichte es

45 Zitiert nach *F.-J. Verspohl* (s. A 22), S. 31.

46 *D. C. Large*, *Nazi Games. The Olympics of 1936*, New York/London 2007.

47 *W. Schäche/N. Szymanski*, *Das Reichssportfeld. Architektur im Spannungsfeld von Sport und Macht*, Berlin 2001; *A. Köhring*, „Sporting Moscow“: stadia buildings and the challenging of public space in the post-war Soviet Union, in: *Urban History* 37 (2010), S. 253-271; *D. Bolz*, Ein neuer Mensch? Die Vorstellung des sportlichen Körpers im faschistischen Italien, in: *M. Krüger* (Hrsg.), *Der deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne. Carl Diem und seine Zeit*, Münster 2009, S. 188-213.

48 Vgl. *N. Rossol*, *Performing the Nation in Interwar Germany. Sport, Spectacle and Political Symbolism 1926-36*, Basingstoke 2010.

49 *B. Stollberg-Rilinger* (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen*, Berlin 2005; *W. Hardtwig* (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918-1939*, Göttingen 2006.

aber auch die Entwicklung einer dynamischen, nur schwerlich zu kontrollierenden Publikumskultur. Das Stadion war ein Ort, der gleichermaßen von klaren Regeln und Ordnungen (sowohl auf dem Spielfeld als auch auf den Zuschauerrängen) und Normverletzungen geprägt war.⁵⁰ Damit ist eine weitere Facette angedeutet: Normverletzungen und Emotionen. Das besondere des „Kulturraums“ Stadion ist, dass dort Spontaneität und Emotionen geradezu erwartet werden, ja, dass das Stadion durch seine räumliche Anordnung in besonderer Weise dazu geeignet scheint, diese Facetten des Sports zu forcieren oder erst hervorzubringen. Vor dem Hintergrund, dass in den letzten Jahren immer wieder das Fehlen einer Kulturgeschichte der Emotionen bemängelt wurde, ist, wie bereits Wolfram Pyta angeregt hat, der Sport im Allgemeinen und das Stadion im Besonderen ein ausgesprochen lohnendes Untersuchungsfeld.⁵¹

Damit in Zusammenhang stehend, aber dennoch gesondert in historischer Perspektive zu untersuchen, wäre das Phänomen Gewalt – ein Thema, das sich in letzter Zeit ebenfalls großer Aufmerksamkeit erfreut.⁵² Bereits in den 1920er Jahren zeigten sich auch in Deutschland die bedrohlichen Facetten des Sportkonsums, oder genauer, das Gewaltpotential von Fußballspielen. Dieses Problem der Zuschauergewalt ist aus historischer Perspektive in der deutschen Geschichtswissenschaft nur in Ansätzen aufgegriffen worden – im Gegensatz zur britischen Forschung.⁵³ Anknüpfend an britische Studien zum Phänomen des „Hooliganism“, hat Christiane Eisenberg aus konsumhistorischer Sicht vorgeschlagen, die Zuschauergewalt als „elaboriertes Konsumentenverhalten“, analog zu „Skiabfahrten abseits der Piste, Ferien in Krisengebieten und gefährlichem Sex“, in den Blick zu nehmen.⁵⁴ Sicherlich ist die Zuschauergewalt im Stadion kein Phänomen, das erst in den 1970er Jahren seinen Anfang nahm, wie in manchen Studien zu lesen ist.⁵⁵

50 M. Marschik u.a. (s. A 9), S. 8 f.

51 W. Pyta, Geschichtswissenschaftliche Annäherungen an die historische Dimension des Sports, in: Sportwissenschaft 39 (2009), S. 339-346, hier S. 342. Allgemein zu hierzu vgl. U. Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?, in: Geschichte und Gesellschaft 35 (2009), S. 183-208.

52 Siehe beispielsweise C. Randall, Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie, Hamburg 2011; M. Wieviorka, Die Gewalt, Hamburg 2006. Vielfältige Anregungen geben M.S. Schäfer/J. Roose, Emotions in Sports Stadia, in: S. Frank/S. Steets (s. A 4), S. 229-244.

53 Siehe beispielsweise E. Dunning, Sport Matters: Sociological Studies of Sport, Violence, and Civilization, New York 1999; R. W. Lewis, Football Hooliganism before 1914: A Critique of the Dunning Thesis, in: International Journal of the History of Sport 13 (1996), S. 312-339; G. Armstrong/M. Young, Legislators and Interpreters. The Law and Football Hooligans, in: G. Armstrong/R. Giulianotti (Hrsg.), Entering the Field. New Perspectives on World Football, Oxford u.a. 1997, S. 175-192. Aus der deutschsprachigen Forschung behandeln das Thema Zuschauergewalt im Fußball A. Luh, Fußball als Massenphänomen und Faszinosum der Weimarer Zeit – Verbreitung, Organisation und Konfliktpotenziale, in: SportZeiten 6 (2006), S. 7-70; T. Gehrman, „Selbstregulierungsmechanismen“ – Ein Begriff verschwindet. Zur rituellen Gewalt von Fußballfans, in: R.W. Brednich/W. Hartinger (Hrsg.), Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses in Passau 1993, Bd. 2, Passau 1994, S. 437-450.

54 C. Eisenberg (s. A 28), S. 519.

55 Etwa in G. A. Pilz, Zuschauerausschreitungen im Fußballsport, in: W. Hopf (Hrsg.), Fußball. Soziologie

Dennoch bestehen grundlegende Unterschiede: Im Gegensatz zum „Hooliganism“ waren Aggression und Gewalt in den Stadien der 1920er und 30er Jahre unorganisiert, situativ, an konkrete Anlässe im Spielverlauf und an das konkrete Stadion gebunden – Wray Vamplew spricht in diesem Zusammenhang von „heat-of-the-moment-violence“.⁵⁶ So treffend diese Charakterisierung zur Abgrenzung von aktueller Zuschauergewalt ist, so wenig scheint sie mir aber geeignet, Gewalt im Stadion umfassend zu erklären. Ein wesentlicher Schwachpunkt ist, dass diese Erklärung die Aggression vollständig an das konsumierte Spiel koppelt, dabei aber ebenso vollständig das identitätsstiftende Element des Sports und die Erscheinung suburbaner Identitäten ausblendet.

Eine Möglichkeit, diesen Fragen nachzugehen, wäre, ihn in Zusammenhang zu bringen mit Kämpfen um lokale Räume, abgesteckt durch Stadien. Wie Rudolf Oswald nachgewiesen hat, forcierte der kommunale Neubau von Sportplätzen in der Weimarer Republik solche Kämpfe, weil diese wegen des Mangels an Freiflächen häufig auf unbebaute Grundstücke zwischen Innen- und Vorstadt angelegt wurden. Als beispielsweise Eintracht Frankfurt 1920 endlich eine neue Sportanlage beziehen konnte, lag diese unweit von Bornheim, also unmittelbar am feindlichen Territorium eines Frankfurt-Bornheimer Fußballvereins (FSV Frankfurt). In solchen Fällen besetzten die Anhänger des jeweiligen Vereins in der Regel einen Teil des Stadions (einzelne Ränge oder eine Kurve), was regelmäßig zu Auseinandersetzungen zwischen den Anhängerschaften führte. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Hartnäckigkeit, mit der diese im Stadion besetzten Einzelräume verteidigt wurden, nämlich auch dann, wenn der eigene Verein gar nicht anwesend war und der Rivale gegen einen beliebigen anderen Verein antrat – nur, um im feindlichen Territorium Präsenz zu zeigen und den Rivalen verlieren zu sehen.⁵⁷ Aber wenn es in solchen Fällen zu Ausschreitungen kam, blieben diese auf das Stadion beschränkt. Die der Stadt abgewandte, nach innen gerichtete räumliche Ordnung des Stadions begünstigte die Trennung von den Konventionen und vom sozialen Gefüge des Alltags und, damit zumindest potentiell einhergehend, Affekthandlungen.

Damit ist aber auch eine weitere Frage angesprochen, nämlich wie sich diese Elemente auf die räumlichen Ordnungen und die Architektur des Stadions selbst auswirkten. Gerade die Durchbrüche der Zuschauer stellten die funktionale Ordnung des Sportraums in Frage. Es war diese „Unerzogenheit“ des Sportpublikums, die bei Architekten, Ingenieuren und Sportfunktionären eine Neuakzentuierung von Steuerungstechniken auslöste. Es handelte sich hierbei um räumlich-technische Strategien zur Pazifizierung der Zuschauer. Dabei wird deutlich, dass in den Steuerungsphantasien der Architekten und Ingenieure die Frage, wozu ein Stadion dient und was sich darin ereignet, eine Frage der

und Sozialgeschichte einer populären Sportart, Münster³1998, S. 171-190.

56 W. Vamplew, Sports Crowd Disorder in Britain, 1870-1914: Causes and Controls, in: Journal of Sport History 7 (1980), S. 5-20, hier S. 11.

57 Siehe hierfür und weitere Beispiele R. Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919-1964, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 223-225.

Herstellung oder Verwischung, Anerkennung oder Missachtung von baulichen und symbolischen Grenzen war. Gräben, Mauern, Zäune, Baumaterialien, Abstände zwischen den Sitzreihen und Grenzen zwischen Sitzplätzen, Tribünen und Logenplätzen beschäftigten schon in den 1920er Jahren Stadionarchitekten, doch scheint sich die Verwendung neuer Technologien wie etwa Kameras in den letzten Jahrzehnten nicht nur auf die medialen Rezeptionsformen sportlicher Ereignisse auszuwirken, sondern, wie man besonders gut anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 beobachten konnte, ebenso auf die Installation neuer Kontroll- und Überwachungsmechanismen.⁵⁸ Nimmt man diese Elemente des Stadions ernst, dann kann man das Stadion nicht einfach nur als „neutralen“ Handlungshintergrund sportlichen Wirkens betrachten. Pierre Bourdieu hat darauf insistiert, dass jeglicher physisch-materieller Raum angeeigneter Raum und nicht von sozialen Wahrnehmungsmustern und Sinnzuschreibungen zu trennen ist. Umgekehrt ist der soziale Raum ohne Materialität oder physische Basis nicht vorstellbar.⁵⁹ Kurz, man kommt nicht umhin, sich mit den physisch-materiellen Eigenschaften und Techniken von Stadien eingehender zu beschäftigen und damit auch stärker als bislang Ansätze der Technik- und Architekturgeschichte einzubeziehen – nicht als Selbstzweck, sondern weil die materiellen Qualitäten des Stadions auch immer eine Sozial- und Symboldimension beinhalten.

V.

Im Stadion wurde die undurchsichtig erscheinende Realität moderner Gesellschaften in eine neu erschaffene Wettkampfsituation überführt. Die Welt des Sports ist in dieser Perspektive eine auf ihre essentiellen Eigenschaften reduzierte Fassung sozialer Praktiken der Moderne. Thomas Alkemeyer bezeichnet diesen durch eine klare Ordnung des Stadions und ein klares Regelwerk charakterisierten Vorgang der Reduzierung als „Ersatzverzauberung der Moderne“.⁶⁰ Diese Komplexitätsreduzierung beschrieben auch zeitgenössische Beobachter und stellten eben diesen Zug des Sports als eine wichtige Ursache seiner Popularität in Rechnung. Als der Pädagoge und Turnfunktionär Edmund Neuendorff⁶¹ 1927 in seiner großangelegten „Geschichte der deutschen Leibesübungen“ auf die wachsende und von ihm durchaus skeptisch beurteilte Beliebtheit des Sports in der Weimarer Republik zu sprechen kam, führte er diese Entwicklung auf dessen Simplizi-

58 Zu den 1920er Jahren siehe *N. Dinçkal* (s. A 28), S. 228 ff. Zur Weltmeisterschaft 2006 vgl. *A. Hagemann*, Filter, Ventile und Schleusen: Die Architektur der Zugangsregulierung, in: *E. Töpfer u.a.* (Hrsg.), Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik, Bielefeld 2007, S. 301-328; *J. Peltzer*, WM 2006: Einschränkungen der Fankultur durch neue Überwachungsmechanismen, in: ebda., S. 285-300.

59 *P. Bourdieu*, Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, in: *M. Wentz* (Hrsg.), Stadt-Räume, Frankfurt a.M./New York 1991, S. 25-34.

60 *T. Alkemeyer*, Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936, Frankfurt a.M. 1996, S. 171.

61 Zu Neuendorff siehe *H. Ueberhorst*, Edmund Neuendorff: Turnführer ins Dritte Reich, Berlin u.a. 1970.

tät zurück. Da das Leben immer mannigfaltiger, unübersehbarer und nervenaufreibender werde, brauche der „Nervenmensch der Großstadt“ starke Reize. Und aus Angst, in dem „allgemeinen Gewirr körperlich und seelisch unterzugehen“, suche dieser den Gegensatz im Einfachen: „Der Sport bietet es. Hier sind Spiele mit einfachen und durchsichtigen Regeln und einfachen, klaren Entscheidungen.“⁶² Diese Darbietung von Transparenz, Einfachheit und Übersichtlichkeit hatte einen spezifischen Inszenierungsraum – das Stadion. Doch das, was im Stadion dargeboten wurde, war weit mehr als ein mimetisches Modell der sozial-ökonomischen Wirklichkeit, die sich nur in einem überspitzten und in seinem Ablauf transparenten Wettkampf spiegelte.⁶³ Das Stadion war ein Ort, dem ein gewisses utopisches Moment innewohnte. Als dessen herausragendes Kennzeichen kann das egalitäre Strukturprinzip des Sports gelten, das im Stadion in zwei Formen konkrete Gestalt annahm.

Erstens wurde dieses egalitäre Prinzip durch das den Zuschauern Dargebotene abstrakt impliziert. Unabhängig von Herkunft oder tradierten sozialen Hierarchien starteten alle Sportler unter den gleichen Bedingungen in den Wettkampf, unterwarfen sich freiwillig einem für alle gleichermaßen gültigen Reglement. Bei gleicher Ausgangsposition und Chancenverteilung zählte für den Erfolg im Stadion einzig und allein die sportliche Leistung. Egalität hieß in diesem Kontext natürlich nicht, dass es keine Sieger und Besiegte gab, sondern lediglich gleiche Chancenverteilung. In dieser Hinsicht kann Sport – wie Frank Becker für die Weimarer Zeit argumentiert – als ein soziales Feld betrachtet werden, „das in paradigmatischer Weise bereits Strukturen und Gesetzmäßigkeiten aufweist, die anschließend normativ auf die Gesamtgesellschaft zurückbezogen“ werden können.⁶⁴ Wenn Sport *auch* Spiel ist, und im Spiel gesellschaftliche Veränderungen „früher als in anderen, weniger beweglichen Handlungsbereichen“ sichtbar werden,⁶⁵ dann war das Stadion auch ein gesellschaftliches Experimentierfeld, in dem die Darbietung Elemente der Vision einer egalitären Gesellschaft enthielt, in der lediglich die Leistung im Hier und Jetzt zählte, die aber außerhalb des Stadions lediglich in Ansätzen zu beobachten war.

Das egalitäre Strukturprinzip des Sports wurde in einer vorreflexiven, körperlichen Art transportiert. Für die Rezeption dieser Prinzipien war Transparenz unabdingbar, die wiederum nur dann eine Wirkung erzielen konnte, wenn das Publikum einerseits sachverständig war, und andererseits gelernt hatte, die charakteristischen räumlichen Ordnungen des Sportplatzes zu lesen. Erst das Verständnis des Regelwerkes und des Konkur-

62 E. Neuendorff, Geschichte der deutschen Leibesübungen, in: *ders.* (Hrsg.), Die deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Berlin 1927, S. 11-34, hier S. 30.

63 T. Alkemeyer (s. A 60), S. 171.

64 F. Becker, Amerikanismus in Weimar. Sportsymbole und politische Kultur 1918-1933, Wiesbaden 1993, S. 172.

65 G. Gebauer (s. A 19), S. 17; zu der „Spielthese“ siehe auch G. Gebauer/Chr. Wulf, Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt, Reinbeck/Hamburg 1998.

renzprinzips des modernen Sports ermöglichte die Konstituierung des Stadions als eine Sinnsphäre, in der alles, was sich darin zutrug, dem Verständnis des Publikums unmittelbar zugänglich war. Und erst wenn das Publikum gelernt hatte, sich in der räumlichen Ordnung des Spielfeldes zu orientieren, konnte das Stadion, wie es der Schriftsteller Martin Kessel 1933 formulierte, als „eine instinktiv helle, zutage liegende Welt“ interpretiert werden.⁶⁶

Zweitens galt das Stadion als ein Ort, der klassenübergreifend Erfahrungen von Gemeinsamkeit ermöglichte. Das Wissen um derartige Gemeinsamkeiten und die Tatsache, dass sie auch öffentlich praktiziert wurden, hat soziale und kulturelle Distanzen sicherlich verringert.⁶⁷ Im Stadion stoßen wir auf einen lebhaften Grenzverkehr zwischen ansonsten weitgehend getrennten sozialen und kulturellen Sphären. So spiegelt das Stadion auch gleichzeitig die sukzessive Erosion eindeutiger sozialer Barrieren und lässt sich in eine Vielzahl halböffentlicher Begegnungs- und Zwischenräume in der modernen Stadt einreihen, wie etwa Warenhäuser oder Kinos.⁶⁸

Dennoch ist Vorsicht angebracht, was die auf den Sport bezogenen Vergemeinschaftungsthese angeht. Ihre Grundlage bildet die Annahme, dass der Sport die Menschen im Stadion einander nicht nur räumlich, sondern auch sozial näher bringe, beziehungsweise dass eine Korrelation von räumlicher und sozialer Nähe existiere.⁶⁹ Anknüpfend an Pierre Bourdieu, der seiner Skepsis mit dem Satz: „Nichts ist unerträglicher als die Promiskuität empfundener Nähe sozial fern stehender Personen“⁷⁰ Ausdruck verliehen hat, halte ich es auch aus historischer Sicht für eine Illusion, aus der rein räumlichen Annäherung im Stadion auf eine soziale Annäherung zu schließen. Vielmehr kam es an Orten wie dem Stadion, an denen eine Begegnung zwischen sozial weit auseinander liegenden Gruppen wahrscheinlich war, zu einer zunehmenden räumlichen Segregation, um die Korrelation von sozialem Raum und physischen Raum aufrechterhalten zu können und dem Bedürfnis nach Distinktion stattzugeben. Jedenfalls lässt sich eine soziale Nähe nicht automatisch aus einer räumlichen Nähe ableiten.⁷¹ Zugleich versperrt diese Annahme die Analyse der räumlichen Binnendifferenzierung des Stadions. Trotz aller egalisierenden Zeichen des Sports: Das gemeinsame Interesse am Sport und an Sportwettkämpfen ging einher mit einer räumlichen Differenzierung im Stadion, um Abstand und Distinktionsmerkmale herzustellen. In dieser Hinsicht war das Stadion vor allem ein

66 M. Kessel, Die romantischen Elemente im Sport, in: Neue Rundschau 44 (1933), S. 390-405, hier S. 400.

67 K. Maase (s. A 25), S. 25.

68 Hierzu aus einer Vielzahl von Untersuchungen G. M. König, Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900, Wien u.a. 2009.

69 Diese Korrelationsthese wird vertreten etwa von M. Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a.M. 1985; oder für die Stadtsoziologie von J. Friedrichs, Stadtsoziologie, Opladen 1995.

70 P. Bourdieu, „Ortseffekte“, in: ders., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997, S. 159-167, hier S. 165.

71 P. Bourdieu, Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt a.M. 1998, S. 24 f.

Raum, in dem Nähe und Distanz, Zusammengehörigkeit und Unterscheidung verhandelt, inszeniert und vermittelt wurden.

VI.

Eben in dieser Vielfältigkeit und Deutungsoffenheit liegen auch die Potentiale einer intensiveren Betrachtung von Stadien. Nicht zuletzt aus diesem Grund erregen Stadien seit Jahrzehnten eine enorme öffentliche Aufmerksamkeit. Berichte über ihre technische Ausstattung, ihre Architektur, ihren Rasen, oder die Atmosphäre von Sportereignissen füllten schon in den 1920er Jahren die Feuilletons. Stadien bargen viele Funktionsoptionen. An ihnen lässt sich zeigen, dass sich Sport als Teil der Massenkultur nicht nur im Sporttreiben, sondern ebenso im Sportkonsum niederschlug. Als Orte konzentrierter Dichte ermöglichten sie die Entwicklung einer dynamischen Publikumskultur und vielfältige Formen der Interaktion aus „Mitmachen“ und „Eigensinn“.⁷² Durch das materielle Ensemble und die räumliche Anordnung waren sie mehr als nur eine Kulisse für Sportveranstaltungen, sie waren Teil der „Spielkonfiguration“. Ihre räumlichen Gegebenheiten hatten Auswirkungen sowohl auf den Sport selbst als auch auf ihre Wahrnehmung. Stadien gestalterisch und technisch umzusetzen, war schon ab dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die Aufgabe von Architekten und Ingenieuren. Zugleich bildeten vor allem Stadien Form und Bühne für öffentliche Präsentationen, für Massenveranstaltungen, politische Kundgebungen und Feste und dienten somit auch der nationalen wie städtischen Legitimationsbeschaffung und Imagepflege. Umgekehrt wirkten all diese Funktionsebenen zurück auf die Gestaltung von Stadien und ihre Architektur. In anderen Worten, die Stadien waren an die Durchsetzung des Sports gekoppelt; das bedeutet aber nicht, dass sich ihre Bedeutung im Sport erschöpfte.⁷³ In ihnen manifestierten sich neue Formen repräsentativer Massenöffentlichkeit, sie dienten der sozialen Selbstverständigung und dem Konsum, in ihnen zeigte sich die zunehmende Regulierung von Lebensäußerungen durch Normen und Techniken wissenschaftlicher Experten, in ihnen verdichteten sich soziale Ordnungsvorstellungen. Kurzum, in Stadien sammeln sich zentrale gesellschaftliche, kulturelle und politische Prozesse wie unter einem Brennglas.

72 Zum Begriff „Eigensinn“ vgl. A. Lüdtke, Geschichte und Eigensinn, in: *Berliner Geschichtswerkstatt* (Hrsg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 139-153.

73 M. Marschik, Sport als „leerer Signifikant“. Die Neutralisierung des Sportes als Bedingung seiner kulturellen Bedeutung, in: *Kurswechsel* 2 (2004), S. 35-43, hier S. 36.

FANMEILE IM GRÜNEN. ZUR ÄSTHETIK VON MÜNCHENS OLYMPIAPARK ALS PUBLIC VIEWING-KULISSE

I.

2000 war Franz Beckenbauer sehr verärgert. Über das Schicksal des Münchner Olympiastadions hatten sich seit 1997 die Geister geschieden: ein neues Stadion für den FC Bayern oder radikaler Umbau des alten? Allmählich wurde der „Kaiser“ ungeduldig. Als eine öffentliche Debatte in der Presse tobte, meldete sich der Präsident des FC Bayern mit herben Sprüchen: Die Kommunistschüssel (von Beckenbauer so genannt, weil sie ihn an die Architektur der DDR erinnerte) müsste irgendwie aus der Welt zu schaffen sein, etwa von ein paar Terroristen, die das Ding in die Luft sprengen könnten.¹ Trotz der unglücklichen Wortwahl, welche die Geiselnahme, die bei den Olympischen Spielen 1972 zum Mord an elf israelischen Sportlern führte, allzu stilllos vergessen machte, konnte Beckenbauer im nächsten Jahr die Stadt München überzeugen, die Planung eines neuen Stadions in Fröttmanning und somit den Auszug beider Bundesligisten der Stadt (FC Bayern und TSV 1860 München) endgültig zu genehmigen. König Fußball und sein Kronprinz Kommerz schienen den guten Geist von Olympia in München endlich entthront zu haben.

Doch trotz der reduzierten Benutzung des Stadions nach dem Umzug beider Vereine blieb die umliegende Parklandschaft ein gern und oft besuchter Ort, nicht zuletzt bei Fußball-Großveranstaltungen. Denn seit den späten 1990er Jahren boomt überall in Europa der Trend, Fußball zu Zeiten wichtiger internationaler Turniere als gemeinsames, öffentliches Erlebnis zu konsumieren. Das sogenannte „Public Viewing“ schlich sich ungemerkt in das deutsche Lexikon, und während in der neuen Allianz-Arena 2006 mehrere Spiele der FIFA-Weltmeisterschaft (einschließlich des Eröffnungsspiels und eines der Halbfinalspiele) ausgetragen wurden, war der Olympiapark Schauplatz einer der größten Fanmeilen überhaupt. Im Lauf des gesamten Turniers feierten dort gemeinsam eine Million Besucher. Die Party ging dann während der in Österreich und der Schweiz ausgerichteten Europameisterschaft 2008 und der 2010 darauf folgenden Weltmeisterschaft in Südafrika weiter und wird sich im erfreulichen 2-Jahre-Takt im Sommer 2012 sicherlich fortsetzen, wenn Hunderttausende gut gelaunter Bürger und Besucher zusammen

1 Vgl. Ch. Young, Kaiser Franz and the Communist Bowl. Cultural Memory and Munich's Olympic Stadium, in: American Behavioural Scientist 36 (2003), S. 1476-1490.



Abb. 1: Public Viewing im Münchner Olympiapark am 11. Juni 2006 während der Fußballweltmeisterschaft; Foto: R. Moriz (Wikipedia).

Sport schauen und als Teil einer „global community“ ein medial vermitteltes, doch real erlebtes „gemütliches Beisammensein“ genießen. Die Organisatoren der Olympischen Spiele 1972 – Gegner des kommerziellen Sports – hätten sich eigentlich kein besseres Erbe wünschen können. Der vorliegende Artikel erklärt, warum die progressive Ideologie der 1960er Jahre trotz aller grundsätzlichen Unterschiede zum heutigen Tag in München zumindest die perfekte Kulisse für den Sport als massenmediales Ereignis im frühen 21. Jahrhundert bildet.

II.

Die Olympischen Sommerspiele von München 1972 erlangten nicht nur aufgrund der Unterbrechung durch das schreckliche Attentat und durch die sieben Goldmedaillen des Schwimmers Mark Spitz Berühmtheit, sondern vor allem auch wegen ihres Designs, ihrer architektonischen Gestaltung und ihrer landschaftlichen Brillanz.² In der Folgezeit wurde der Park sowohl für die Münchner als auch für Touristen zu einer dauerhaften Attraktion und kann den Anspruch erheben, im späten 20. Jahrhundert Europas beliebteste Freizeitanlage gewesen zu sein. Die statistischen Daten schwanken, aber bei vorsich-

2 Vgl. K. Schiller/Ch. Young, München 1972. Olympische Spiele im Zeichen des modernen Deutschland, Göttingen 2012.

tiger Schätzung hat der Park bis 1977 mehr als 20 Millionen zahlende Gäste und unzählige Gelegenheitsbesucher angezogen, bis 1988 in der Summe sogar circa 120 Millionen.³ Schon 1979 stellte Willi Daume voller Stolz fest, dass es in München keine Ruinen gebe⁴ – eine Aussage, die auch 30 Jahre später noch Gültigkeit besitzt. Zusätzlich zu den jährlich schätzungsweise zehn Millionen Freizeitbesuchern zieht der Ort trotz des Umzugs der beiden Münchner Fußballclubs weiterhin zahlreiche Menschen zu sportlichen und kulturellen Veranstaltungen an. Es ist also kein Wunder, dass das Ensemble von 1972 auch das Herzstück der letztlich nicht erfolgreichen Münchner Bewerbungskampagne für die Olympischen Winterspiele 2018 bildete.⁵

Obwohl bei der Münchner Olympiade das Graphikdesign eine große Rolle spielte, wurde zu diesem Thema im Gegensatz zur Architektur bisher relativ wenig veröffentlicht.⁶ Das erstaunt umso mehr in Anbetracht der Tatsache, dass sich der Großteil der architektonischen Symbolwirkung des von Günter Behnisch und Partnern entworfenen Olympiadaches aus dem Zusammenwirken von individueller Kreativität und Sachzwängen ergab, während der Grafiker Otl Aicher viel freier agierte. So gelang es ihm – im Gegensatz zu den zahlreichen technisch begründeten Kompromissen, die im Laufe der Jahre bei der Ausführung des Daches gemacht wurden –, seine politischen, historischen und philosophischen Ideen fast eins zu eins in die kreative Praxis umzusetzen. Dasselbe gilt für den vom Landschaftsarchitekten Günther Grzimek entworfenen Olympiapark, einer Kunstlandschaft, die trotz ihrer immensen Bedeutung für das Gesamtbild des Münchner Olympiageländes bis dato sogar noch weniger Anerkennung fand.⁷ Dennoch ist Grzimeks Werk in ähnlicher Weise als hochpolitisch und tiefgründig einzustufen wie das von Aicher, wenn auch vielleicht als weniger originell, weil er oftmals einfach Aichers intellektueller Führung folgte. Angesichts der langjährigen Freundschaft, die beide verband, und Grzimeks Beziehungen zur Hochschule für Gestaltung in Ulm, der führenden Design-Hochschule der Nachkriegszeit, die Aicher in den 1950er Jahren mit begründet hatte, erstaunt das wenig.

3 Deutsche Olympische Akademie, Nachlass Daume/198, 12. Mitgliederversammlung 25.06.1977; G. Grzimek, Die Besitzergreifung des Rasens. Folgerungen aus dem Modell Süd-Isar. Grünplanung heute, München 1983, S. 109.

4 DOA, Nachlass Daume/Texte Daume 2, W. Daume, Munich's Olympic Park. More than 30 Million Visitors since 1972; Europe's Biggest Activities and Recreation Centre, 18.04.1979.

5 Vgl. <http://www.muenchen2018.org> (19.04.2012).

6 Zu Aicher und München, vgl. M. Rathgeb, Otl Aicher, London 2006, S. 76-112. Stellvertretend für die vielen Publikationen zur Münchener Olympia-Architektur, vgl. S. Scharenberg, Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Veranstaltungsort, in M. Marschik u.a. (Hrsg.), Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie, Wien 2005, S. 153-174.

7 Bis auf folgende, unveröff. Diplomarbeit fehlt grundlegende Forschung zu Grzimek: A. König, Günther Grzimek. Ein Landschaftsarchitekt der Nachkriegszeit. Berufliche Entwicklung, Konzepte und Arbeiten, Technische Universität München-Weihenstephan 1996.

Beginnen wir mit einem kurzen Blick darauf, wie und warum Aicher und Grzimek zu ihren Posten bei der Planung der Münchner Olympischen Spiele kamen. Zu dem Zeitpunkt, als Aicher beauftragt wurde, hatte er sich bereits international einen Namen auf dem Gebiet des modernen Industriedesigns gemacht. Zu seinen herausragenden Arbeiten gehörten Gebrauchsgüterentwürfe für den Elektrogerätehersteller Braun (zusammen mit Hans Gugelot) und die Modernisierung des Corporate Designs der Lufthansa.⁸ Außerdem war er zusammen mit seiner Frau Inge Scholl⁹ Mitbegründer der Hochschule für Gestaltung in Ulm. In der Tradition des modernen Bauhaus-Stils entwarf man hier eine umfassende ästhetische Vision für das westliche Nachkriegsdeutschland, die „nüchtern, funktional und ohne Pathos“ sein sollte.¹⁰ Aicher und Scholl betrachteten es als Aufgabe der Hochschule, durch die Etablierung einer fortschrittlichen und demokratischen Industriekultur die geistige Regeneration Deutschlands nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur voranzubringen.¹¹ In typischer Bauhausmanier lehrte die Einrichtung die westdeutsche Öffentlichkeit, was „gut, schön und praktisch“ war. Das sachlich-nüchterne Erscheinungsbild ihrer Konstruktionen und Industrieprodukte zielte darauf ab, die von der Monumentalästhetik nationalsozialistischer Kunst und Architektur hinterlassenen Altlasten geistiger Manipulation zu negieren.¹²

Grzimeks Biographie erscheint im Vergleich zu der von Aicher weitaus alltäglicher und weniger couragiert. Als der sieben Jahre Ältere stand er offenbar unter direkterer Einwirkung der Nazi-Propaganda. Tatsächlich war, wie sein Biograph Andreas König feststellt, erst das Zusammentreffen mit Aicher nach dem Krieg ausschlaggebend für seine politische Entwicklung und die Herausbildung einer demokratischen Vision bei seiner praktischen Arbeit als Landschaftsarchitekt. Aichers Einfluss ist es daher zu verdanken, dass aus Grzimek einer der wenigen fortschrittlich denkenden Persönlichkeiten innerhalb eines ansonsten äußerst konservativen Berufsstandes werden konnte.¹³ Als Leiter des Städtischen Garten- und Friedhofsamtes in Ulm, ein Posten, den er seit Ende der 1940er Jahre bekleidete, und als Mitglied des inneren Kreises um Aicher, hatte Grzimek auch enge Verbindungen zur Hochschule für Gestaltung, in deren Beirat er für einige Jahre tätig war.¹⁴ Doch obwohl beide später in München auf kongeniale Weise zusammenarbeiten sollten, hatten die früheren Kontakte zwischen Aicher und Grzimek offenbar keinerlei

8 DOA, Nachlass Daume/549, O. Aicher, Brief an W. Daume 26.09.1966.

9 Inge Scholl war die Schwester von Hans und Sophie Scholl, die als Mitglieder der Widerstandsgruppe „Die Weiße Rose“ von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

10 P. Betts, *The Authority of Everyday Objects. A Cultural History of West German Industrial Design*, Berkeley 2004, S. 166.

11 Ebda., S. 154 und S. 158.

12 Ebda., S. 145.

13 Vgl. A. König, (s. A 7), S. 6 und S. 46-54, bes. S. 49.

14 R. Spitz, *hfg ulm: the view behind the foreground. the political history of the ulm school of design 1953-1968*, London 2002, S. 100.

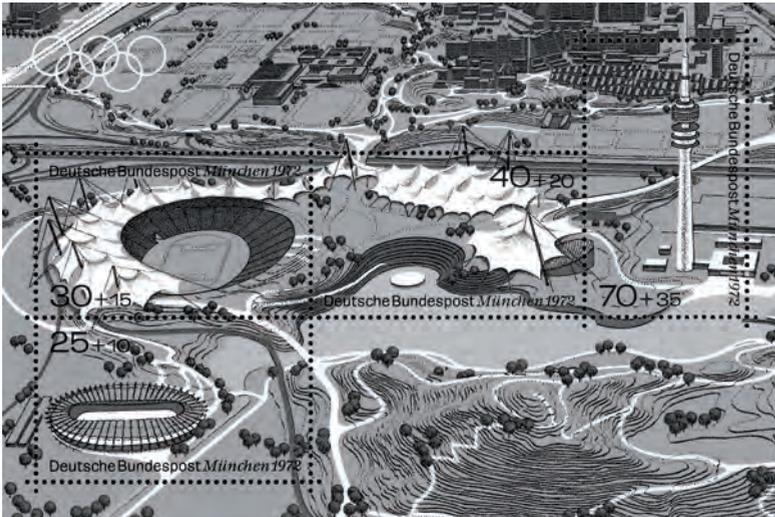


Abb. 2: Olympiapark München 1972, dargestellt auf dem Briefmarkenblock der Deutschen Bundespost, hrsg. am 05.07.1972.



Abb. 3: Olympialogo 1972, gestaltet von Cordt Weerse und Otl Aicher.

Einfluss auf dessen Anstellung für die Olympischen Spiele. Er wurde vielmehr während seiner Zeit als Lehrstuhlinhaber am Institut für Landschaftsarchitektur an der Hochschule für Bildende Künste in Kassel darum gebeten, sich dem Team von Behnisch und Partner anzuschließen, mit dem er bereits 1963 beim Bau der Ingenieursschule für Technik in Ulm erfolgreich zusammengearbeitet hatte.¹⁵

III.

1975 erläuterte Aicher in einem Artikel, welche Intentionen er mit seinen Münchner Olympia-Designs verfolgte, nämlich ein Gefühl für Freiheit zu erzeugen und Athleten und Besucher gleichermaßen dazu einzuladen, am olympischen Gedanken teilzuhaben.¹⁶ Die Atmosphäre des Olympiaparks sollte die Besucher aus aller Welt dazu animieren, die Olympischen Sportstätten als Spielfeld für ein freies Miteinander zu betrachten, unabhängig von Nationalität, Rasse oder Glaubensrichtung.¹⁷

Seine Ideen lagen auf einer Linie mit dem Prinzip der „guten Form“, einem der Hauptgrundsätze des Bauhaus und der Ulmer Hochschule für Gestaltung, womit der Anspruch

15 A. König (s. A 7), S. 80, sowie ein Gespräch zwischen den Autoren und Karlheinz (Carlo) Weber, 29.09.2005.

16 HFG-Archiv Ulm [Archiv der Hochschule für Gestaltung], Ai. Az./80, O. Aicher, die olympischen spiele in münchen 1972. die kultursoziologische dimension des graphik-designs. vortrag icograda-konferenz, edmonton, kanada, juli 1975, S. 15.

17 HFG, Ai. Az./414, O. Aicher, olympische spiele, o.D., S. 3.

erhoben wurde, eine positive Wirkung auf das seelische Befinden und den sozialen Umgang der Menschen auszuüben, der zugleich aber auch politische Implikationen umfasste. Bei anderen Versuchen, die allgemeine Beteiligung am Sport in der Bundesrepublik zu erhöhen, richtete man das Augenmerk auf Inklusion, so z.B. beim so genannten „Goldenen Plan für Gesundheit, Spiel und Erholung“ des Deutschen Sportbundes (DSB) von 1960. Außerdem wurden zeitgleich Diskussionen über das Verhältnis zwischen Leistungssport und Massensport in der Industriegesellschaft laut.¹⁸ Ganz besonders Willi Daume, der zwar negativen Merkmalen wie beispielsweise einer politischen Einmischung kritisch gegenüber stand, verteidigte den Leistungssport gegen die Arbeit-Freizeit-Dialektik aus Kritikerkreisen der Neuen Linken, die diesen als kapitalistische Deformation des Spiels betrachteten.¹⁹ Inspiriert von Johan Huizingas *Homo ludens* stellte er die Behauptung auf, dass die „Arbeit“ Sport im Gegensatz zur zweckgebundenen Anstrengung beim Arbeiten im Wesentlichen zweckfrei sei.²⁰ Außerdem bildete der Sport einen großen gemeinsamen Nenner innerhalb der Gesellschaft. 1968 forderte Daume in einer Rede, die passenderweise den Titel „Sport für alle“ trug, zu dessen Demokratisierung auf und setzte sich in seiner Funktion als Präsident des DSB unermüdlich für den gleichberechtigten Zugang zu den verschiedenen Sportmöglichkeiten, einschließlich Elitesportarten wie Tennis, Segeln, Golf und Reiten, für alle Mitglieder der Gesellschaft ein.²¹

Aicher teilte mit Daume den Glauben an den spielerischen Charakter des Sports und bezog sich dabei auf Ludwig Wittgensteins Vorstellung, dass die Ganzheit der menschlichen Kultur ihre Wurzeln im Spiel und der Definition von Spielregeln habe.²² Anstatt die Freiheit einzuschränken, machten klare, unmissverständliche Regeln seiner Ansicht nach Freiheit überhaupt erst möglich.²³ Diese Form strikter Regelmäßigkeit prägte auch Aichers Entwürfe für die Olympischen Spiele in München. Dabei lautete sein wesentlichster Grundsatz „Gleichheit durch Verwandtschaft“, d.h. die Schaffung eines einheitlichen Erscheinungsbildes durch Verwendung standardisierter Designelemente, die aber eine Vielzahl von Variationen ermöglichten²⁴ – ein maßgebliches Prinzip der Ulmer

18 Zum Beispiel *Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland*, Sport, Mensch und Gesellschaft. Eine sozialetische Studie der Kammer für soziale Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1972.

19 Zum Beispiel *U. Prokop*, Soziologie der Olympischen Spiele. Sport und Kapitalismus, München, 1971.

20 Bundesarchiv Koblenz, B185/3188, *W. Daume*, Moderne Lebensformen für den Sports, 25.04.1970, S. 21.

21 Vgl. DOA, Nachlass Daume/42, *W. Daume*, Sport für alle. Die Demokratisierung des Sports. Rede des Präsidenten Willi Daume vor der Internationalen Konferenz „Sport und Erziehung“ des Internationalen Rates für Leibeserziehung, Mexikostadt, 08.10.1968.

22 *O. Aicher*, Olympia und Kunst, in: *N. Müller/M. Messing* (Hrsg.), Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta, Kassel 1996, S. 16-22, bes. S. 18.

23 HFG, Ai. Az./80, *O. Aicher*, die olympischen spiele in münchen 1972. die kultursoziologische dimension, S. 9.

24 BAK, B185/2155, *O. Aicher*, Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele, München 1972. Vorlage für die Sitzung des Vorstands des Organisationskomitees am 22.11.1967, S. 1.

Gestaltungshochschule, das im Kern z.B. bei Gugelots Systemmöbeln, die aus austauschbaren Standardmodulen bestanden, Anwendung fand.²⁵

Paradoxerweise führte Aichers Absicht, den Besuchern ein Gefühl von Harmonie, Demokratie und Gemeinschaft zu vermitteln, ihn jedoch zurück zur anrühigsten Olympiade in der Geschichte der modernen Spiele. Während eines Studienaufenthaltes im Olympischen Museum in Lausanne wurde ihm klar, dass seine Intention, die Gäste in München mit allen Sinnen in Bann zu ziehen, schon zuvor in Berlin umgesetzt worden war. Die Spiele von 1936 mit ihrer integrierten Sportanlage und Symbolik waren, wie er es formulierte, „nicht nur ein Sportereignis“ wie das in Los Angeles 1932, sondern ein „Weltfest“.²⁶ Außerdem – was Farben, Architektur und Monumentalismus betrifft – hatten die Organisatoren reichlich Gebrauch von den Methoden der Selbstdarstellung des Naziregimes gemacht.²⁷ Das Resultat gipfelte in einem „Gesamtkunstwerk“ im Wagnerischen Sinne, das gemäß den Forderungen Hitlers an die Organisatoren, „die Weltmeinung durch kulturelle Leistungen für Deutschland zu gewinnen“,²⁸ viele Besucher der Spiele in Erstaunen und Bewunderung versetzte.

Wenngleich Aicher den Begriff „Gesamtkunstwerk“ gezielt vermied, stellte er bei den Münchner Organisatoren von Anfang an klar, dass die Veranstaltung in Berlin 1936 sowohl als positive Inspiration wie auch als negativer Kontrast dienen sollte: Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele in München würde „den positiven Aspekten von Berlin standhalten und zugleich die negativen gegenstandlos machen“ müssen.²⁹ Während er sich Berlin zu eigen machte und es gleichzeitig ablehnte, konzipierte Aicher München gleichsam wie dessen fotografisches Negativ. Unter der Überschrift „Was will München?“ schrieb er: „Es gibt keine nationalen Demonstrationen, keinen Gigantismus. Sport wird nicht mehr in der Nähe militärischer Disziplin oder als ihre Vorschule gesehen. Pathos wird vermieden [...]. Tiefe drückt sich nicht immer im Ernst aus. Leichtigkeit und Nichtkonformität sind ebenfalls Zeichen von achtbarer Subjektivität. Die Olympischen Spiele von München sollen den Charakter der Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Gelöstheit haben.“³⁰

Unter der Maßgabe, eine positive Stimmung unter den Besuchern in München zu erzeugen, kamen aber ganz ähnliche Techniken wie 1936 ins Spiel. Und das Ergebnis war ein ebenso durchgeplantes wie perfekt ausgeführtes „Gesamtkunstwerk“ wie damals. Während es unter den Nachkriegsarchitekten und -designern als grundlegendes Credo galt, jegliche Starrheit und Monumentalität abzulehnen, lieferte die anvisierte „Umkeh-

25 P. Betts (s. A 10), S. 160.

26 O. Aicher (s. A 24), S. 1.

27 Ebda.

28 Zitiert in D. Clay Large, *Nazi Games. The Olympics of 1936*, New York 2007, S. 152.

29 Stadtarchiv München, Olympiade 72/117, O. Aicher, *Olympische Spiele München 1972 – ohne politischen Charakter*, Pressemitteilung der Münchnes Rathauses, 03.07.1967.

30 O. Aicher (s. A 24), S. 5.

rung von Berlin“³¹ Aicher einen guten Kontext, um das Fließende, die Bewegung und die menschlichen Proportionen in den Vordergrund zu stellen. Der Gegensatz zum bewegungslosen Naturalismus der sich bedrohlich auftürmenden Skulpturen von Georg Kolbe und Arno Breker am Berliner Reichssportfeld, dem Veranstaltungsort der Spiele von 1936, hätte drastischer nicht sein können.

Die Prinzipien der Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Heiterkeit, die Aicher sich für die Spiele in ihrer Gesamtheit wünschte, waren auch für die Gestaltung des Olympiaparks bestimmend. Mit dieser auf einem vormals tristen Industriegelände erschaffenen Kunstlandschaft löste man eines der Hauptversprechen ein, die in der Bewerbung beim IOC gemacht worden waren, nämlich eine grüne Kulisse für die Olympischen Spiele zu bieten.³² Der erste grobe Entwurf stammte von den Architekten von Behnisch und Partner, die eine bereits existierende natürliche Anhöhe, den späteren Olympiaberg, in ihr Bewerbungsexposé für den deutschlandweiten Architektenwettbewerb integriert hatten und sich einen künstlichen See an dessen Fuß vorstellten. Die detaillierte Ausarbeitung sowie die Umsetzung der Pläne in eine lebendige Grünanlage lag jedoch in der Hauptsache in Günther Grzimeks Hand.

Grzimeks tief sinnige Annäherung an die Landschaftsarchitektur lässt sich in einigen Hauptgedanken zusammenfassen, die im Kern denen von Aicher ähnelten. Wie der Designer interessierte sich auch Grzimek weniger für Kunst, in seinem Fall Gartenkunst, sondern für die Gestaltung des Alltags, der menschlichen Umgebung, der industriellen Kultur und des Habitus der Gesellschaft schlechthin.³³ Er war daher ebenfalls ein strikter Vertreter des Funktionalismus, lehnte unnötige dekorative und ornamentale Elemente bei seiner Gestaltung ab und favorisierte stattdessen den praktischen „Nutzwert des Grüns“ und das „Leistungsgrün“.³⁴ Das hatte zur Folge, dass er sein Augenmerk 1972 in München nicht nur auf die konkrete Veranstaltung selbst legte, sondern darüber hinaus vor allem auf die spätere Nutzung des Olympiageländes als Parkanlage durch die Bürger.

Öffentliche Grünanlagen wurden laut Grzimek in der modernen Industriegesellschaft vom Individuum typischerweise zur geistigen und körperlichen Erholung von der täglichen Arbeit genutzt, entweder allein oder gemeinsam. Den verschiedenen Vorlieben und Bedürfnissen der Menschen entsprechend mussten sie daher unterschiedliche Bereiche für Privatheit, Kommunikation, Offenheit, Abgeschiedenheit, Bewegung und Stille bereitstellen. In München kombinierte der Gartenplaner zu diesem Zweck eine Fülle verschiedenartiger Elemente, die alle auch in der bayerischen Natur zu finden waren. Dazu

31 Ebda., S. 4.

32 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, StK/14030, Kurzfassung der Bewerbung. Vgl. TU-München Weihenstephan, Archiv Grzimek, G. Grzimek, Olympialandschaft München, Oberwiesenfeld, o.D. (frühe 1990er Jahre), S. 1; und G. Grzimek, Spiel und Sport im Olympiapark München, in G. Gollwitzer (Hrsg.), Spiel und Sport in der Stadtlandschaft. Erfahrungen und Beispiele für morgen, München 1972, S. 12.

33 O. Aicher, die welt als entwurf, Berlin 1991, S. 87-88.

34 Vgl. A. König (s. A 7), S. 37-44.

gehörten ein Berg, Hügel und Täler, Abhänge und Ebenen, Wasser, Marschland und Ufer, Bäume, Büsche und Wäldchen, Wiesen und Auen. Diese Vielfalt sollte es der Öffentlichkeit ermöglichen, den Park auf ganz unterschiedliche Art und Weise zu genießen: etwa spazieren gehen, beobachten, sehen und gesehen werden.³⁵ Dafür bot sich der Olympiaberg in vielseitiger Weise an.³⁶

Grzimek glaubte, dass er als Landschaftsplaner einen Beitrag zur Erschaffung einer Art „konkreter Utopie“³⁷ leisten könnte. So wurde die Anlage mit dem Hauptaugenmerk auf Zuwachs an individueller Freiheit als Gebrauchsobjekt für eine demokratische Gesellschaft konzipiert.³⁸ Bezeichnenderweise lud man die Besucher allerorts in einer Umkehrung des herkömmlichen „Betreten verboten“-Schildes ausdrücklich dazu ein, den Rasen zu betreten („Dieser Rasen darf betreten werden!“).³⁹

Im speziellen Umfeld der Münchner Gärten und Parks markierte die Anlage auch den vielleicht krönenden Abschluss einer Entwicklung der Gartenplanung im 20. Jahrhundert, die zuvor stets gesellschaftliche Exklusivität statt demokratische Teilhabe reflektiert hatte; so in der aristokratischen Parkanlage von Schloss Nymphenburg oder dem großbürgerlichen Englischen Garten, mit dem der Olympiapark durch einen Wasserlauf verbunden war, der zum Olympiasee führte, eine Verbindung, deren Symbolgehalt Grzimek durchaus bewusst war.⁴⁰

IV.

In Bezug auf die politischen und historischen Dimensionen des Münchner Sportgeländes erweist es sich erneut als sehr aufschlussreich, Vergleiche mit dem Austragungsort der Spiele von 1936 anzustellen. Abgesehen von ein paar säuberlich getrimmten Rasenflächen gab es auf dem damaligen „Reichssportfeld“ wenig Vegetation. Die flache Hochebene wurde von Architektur dominiert, von dem eindrucksvollen Olympiastadion, riesigen geometrischen Quadern und breiten repräsentativen Alleen.⁴¹ Das Gegenteil traf auf die

35 G. Grzimek, Bau der Landschaft, Construction of the Landscape, in: Bauten der Olympischen Spiele 1972. Architekturwettbewerbe, Sonderband 2: Bestandsaufnahme Herbst 1970, Stuttgart und Bern 1970, S. 36-45, bes. S. 38.

36 Ebda.; vgl. auch G. Grzimek, Die Spiellandschaft der Olympiade 1972, in: Garten und Landschaft, 9 (1970), S. 301-303, bes. S. 303.

37 Vgl. M. Ruck, Ein kurzer Sommer der konkreten Utopie. Zur westdeutschen Planungsgeschichte der langen 60er Jahre, in: A. Schildt u.a. (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 362-401.

38 TU, ArchGrz, G. Grzimek, Olympialandschaft München, Oberwiesefeld, o.D., S. 1.

39 HFG, Ai Az./1223, O. Aicher, Projekt Regenbogenspiele. Architektur und Erscheinungsbild, o.D., S. 1.

40 Vgl. G. Grzimek, Gedanken zur Stadt- und Landschaftsarchitektur seit Friedrich Ludwig v. Sckell. Vortrag in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste aus Anlaß der Verleihung des Friedrich Ludwig v. Sckell-Ehrenringes, München 1973, S. 14-16.

41 Vgl. T. Schmidt, Olympische Stadien von 1896 bis 1988, Berlin 1994, S. 77-87.

üppigen künstlich angelegten Wälder und Parklandschaften, die sich an ihren Hängen erstreckten, und auf den dicht bewaldeten Park von Döberitz am westlichen Stadtrand Berlins zu, wo sich das olympische Dorf befand.⁴² Hier wurde die Architektur von der Natur dominiert. Ganz anders als in der hügeligen Kunstlandschaft der Münchner Sportstätte, wo man versuchte, bauliche und natürliche Elemente zu einer fließenden Einheit zu verschmelzen, erzielte der Berliner Austragungsort seine dramatische Wirkung durch eine deutliche Kontrastierung derselben.

Während sich also beide olympischen Spielstätten durch völlig unterschiedliche Erscheinungsbilder auszeichneten, entsprangen sie doch einem vergleichbaren funktionalistischen Verständnis des betreffenden Gartenarchitekten bzw. Landschaftsplaners. Zudem griffen beide Gestalter jeweils auf ganz ähnliche Techniken zurück, um ihre intendierte Wirkung zu erzielen. Das mag insofern nicht verwundern, als Grzimek sein Handwerk in den 1930er Jahren an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin bei Heinrich Wiepking, einem der Gestalter der Wettkampfstätten von 1936, erlernt hatte.⁴³ Wiepking, der bekannteste deutsche Landschaftsarchitekt der Zwischenkriegszeit, war ein Kulturkonservativer, der dem Nationalsozialismus nach 1933 rasch verfiel. Als Sonderbeauftragter für Landschaftsgestaltung und Landschaftspflege in Heinrich Himmlers „Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums“ entwickelte er sich während des Krieges zu einem lautstarken Verfechter der „Aneignung neuen Lebensraumes“ als Bestandteil des „Generalplan Ost“ und schlug zum Beispiel vor, die Pripjet-Sümpfe in Russland trockenzulegen und diese in „deutsches Bauernland“⁴⁴ zu verwandeln. Vor 1939 bestand sein Hauptziel darin, unter der ausschließlichen Nutzung regional vorkommender Flora und Fauna „deutsche Landschaften“ auf heimischen Boden neu zu erschaffen. Diese sollten dazu dienen, den „kranken Stadtmenschen“ zu heilen und die, wie er es in typischem Kulturpessimismus der Weimarer Zeit empfand, Zerstörung der Einheit zwischen Natur und Individuum durch die Technisierung und moderne Zivilisation zu überwinden. Zu diesem Zweck versuchte man, bei den Olympischen Spielen 1936 durch die Anpflanzung von riesigen Pappeln, bis zu 70 Jahre alten Eichen und Tausenden von Weißbuchen, Birken, Lärchen und anderen einheimischen Baumarten am Rande des Reichssportfeldes und in Döberitz die Illusion einer historischen alten Parkanlage zu erschaffen.⁴⁵

Während Grzimek auf ganz ähnliche Weise widerstandsfähige heimatische Bäume und Büsche pflanzte, wobei er allerdings junge Pflanzen verwendete, schuf er im Gegen-

42 Vgl. S. Dost, *Das Olympische Dorf 1936 im Wandel der Zeit*, Berlin 2003.

43 A. König (s. A 7), S. 13.

44 Vgl. F. Uekötter, *The Green and the Brown. A History of Conservation in Nazi Germany*, Cambridge 2006, S. 80 und S. 157-160; D. Blackbourn, *The Conquest of Nature. Water, Landscape and the Making of Modern Germany*, London 2006, S. 277.

45 Vgl. *Organisationskomitee für die XI. Olympiade Berlin 1936* (Hrsg.), *The XIth Olympic Games Berlin, 1936, Official Report*, Berlin 1937, Bd. 1, S. 138.



Abb. 4: Olympiabergrain und Olympiasee in München, Aufnahme datum 2006; Quelle: Wikipedia.



Abb. 5: Reichssportfeld Berlin 1936 (Postkarte).

satz dazu eine Landschaft, die sich dem Stadtleben und der industriellen Moderne öffnete, anstatt sie auszuschließen. Im Unterschied zu Wiepkins Olympialandschaft und Parkanlagen wie zum Beispiel dem Englischen Garten in München, die dazu konzipiert worden waren, den Stadtbewohnern eine Fluchtmöglichkeit aus ihrer urbanen Umgebung zu bieten, wurde der Münchner Olympiapark absichtlich in das Stadtbild integriert. Der nur 63 Meter aufragende Olympiabergrain, dessen Höhe Grzimek durch die Anpflanzung von Zwergkiefern und Eichen um seine baumlose Kuppe betonte, war ein typisches Beispiel dafür.⁴⁶ Auch stellte man durch die Anpflanzung von Linden, einer entlang der Münchner Straßen und Alleen charakteristischen heimischen Baumart, eine optische Verbindung zwischen der Stadt und den Pfaden und Wegen her, die den Park durchqueren.⁴⁷ Im Grunde genommen befanden sich die Besucher sowohl in der Stadt als auch in einem davon unabhängigen Grün.⁴⁸ Es mag ein paar Jahre gedauert haben, bis der Park sich zu einer dicht bewachsenen grünen Oase entwickelt hatte, aber bereits 1972 war für auswärtige Beobachter deutlich sichtbar, dass die Olympischen Spielstätten „very little of that awful rawness that haunts so many building sites“⁴⁹ besaßen.

V.

Es lässt sich feststellen, dass sowohl Aichers als auch Grzimeks Wirken am Olympiagerände in München die Debatte über die Themen individuelle Freiheit und demokratische Mitbestimmung reflektierten, durch die der aufkommende Wertewandel innerhalb der westdeutschen Gesellschaft in den 1960er Jahren gekennzeichnet war. Überzeugt von

46 G. Grzimek (s. A 35), S. 38.

47 Vgl. G. Grzimek (s. A 38), S. 4.

48 G. Grzimek, Landschaftsarchitektur, in: Bauten für Olympia 1972. München, Kiel, Augsburg. Building and Facilities for the Olympic Games, Munich 1972, S. 36-50, bes. S. 36.

49 J. Vaughan, Roof über alles, in: Harpers and Queen, Juli 1972.

ihren gestalterischen Möglichkeiten und in völligem Einklang mit der Technisierung der Stadt- und Industriegesellschaft, schufen die beiden mit dem Olympiaprojekt einen Ort der Entspannung, Erholung und der positiven menschlichen Begegnung, sowohl für Besucher der Spiele, als auch für die Münchner Bevölkerung in der Zeit danach.⁵⁰ Während im Stadion und den angrenzenden Sportstätten Hochleistungssport betrieben wurde, bildete der Park den idealen Ort, um körperliche Proportionen und Bewegung, Spiel und Spaß ins rechte Licht zu rücken, das Wohlbefinden der Besucher zu steigern und, im weiteren Sinne, die individuelle Lebensqualität innerhalb der westdeutschen Gesellschaft zu verbessern. Die Mittel, die Aicher und Grzimek einsetzten, um diese Ziele zu erreichen, wurzelten in den Traditionen des nüchternen Funktionalismus des Weimarer Bauhaus und seiner Folgeeinrichtung, der Ulmer Hochschule für Gestaltung. Mit dieser sachlichen Ästhetik überwand man 1972 das problematische Erbe von Berlin 1936, während man es gleichzeitig auf geschickte Art und Weise ausnutzte. Deshalb ist der Münchner Olympiapark trotz seiner Eigenschaft als öffentlicher Spielort der modernen Demokratie und der aufkommenden Freizeitgesellschaft auch als perfekt geplantes und ausgeführtes „Gesamtkunstwerk“ innerhalb einer unter diametral entgegengesetzten Vorzeichen und politischen Verhältnissen entstandenen Tradition zu verorten.

Der von ihnen geleistete Transfer der einschlägigen Ideen auf das Graphik- und Landschaftsdesign zeichnete sich durch die strikte Ablehnung statischer und monumentaler Elemente aus. Dem Gedanken größerer Freiheit und stärkerer Mitbestimmung wurde in München durch die Hervorhebung der Bewegung und der Proportionen des menschlichen Körpers Ausdruck verliehen, während man zugleich Räume und Bereiche frei von den täglichen Zwängen und Beschränkungen der modernen Industriegesellschaft schuf. Dabei stellten Aicher und Grzimek die Grundfesten des modernen technischen Zeitalters nicht in Frage, sondern bestärkten diese noch. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist deshalb ein typisches Produkt des technokratischen Optimismus der 1960er Jahre und Sinnbild für die Überzeugung, dass durch sorgfältige Planung von Experten wie ihnen die Demokratie ausgebaut und soziale Fragen und Probleme gelöst werden könnten.⁵¹ Die Probleme bleiben zwar, aber das Erbe blüht, und die Fußballfans des frühen 21. Jahrhunderts genießen die landschaftlich perfekte Fanmeile der modernen Welt – auch wenn sie dies kaum reflektieren.

50 M. Scheibe, Auf der Suche nach der demokratischen Gesellschaft, in: U. Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung, Göttingen 2002, S. 245-277; E. Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 243.

51 Vgl. G. Metzler, Demokratisierung durch Experten? Aspekte politischer Planung in der Bundesrepublik, in: H.G. Haupt/J. Requate (Hrsg.), Aufbruch in die Zukunft. Die 1960er Jahre zwischen Planungseuphorie und kulturellem Wandel. DDR, CSSR und Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, Weilerswist 2004, S. 267-287; M. Ruck, Westdeutsche Planungsdiskurse und Planungspraxis der 1960er Jahre im internationalen Vergleich, in: ebda., S. 289-325.

STADTTEIL FUSSBALLARENA

Die Fußballweltmeisterschaft 1990 in Italien gilt als Wendepunkt des professionellen Fußballs hin zu seiner Kommerzialisierung, Globalisierung und Medialisierung, die die letzten beiden Jahrzehnte prägten. Mit diesen übergreifenden Veränderungen haben auch die Stadien als Austragungsorte der Spiele im Profi-Fußball einen so vorher kaum gekannten Modernisierungsschub erfahren.¹ Zwar gehen nach wie vor die wichtigsten Impulse für die Erneuerung und den Umbau von Stadien von der Austragung großer Turniere aus – von UEFA und FIFA (in Deutschland zur WM 1974, EM 1988 und wieder zur WM 2006) sowie für München die Olympischen Spiele 1972 –, aber gerade in den letzten zehn Jahren haben auch Erstligavereine in solchen Städten, für die es zum Austragungsort von WM-Spielen nicht gereicht hat, ihre Stadien grundlegend modernisiert oder sogar neu gebaut. Wenngleich es selbstverständlich Unterschiede im Einzelnen gibt, haben die Um- und Neubauten der Stadien für den Profi-Fußball einige gemeinsame Merkmale:

- ▷ *Vom Stadion zur Arena:* Noch 1974 wurden die Stadionneubauten für die Fußball-WM so gebaut, dass sie sich auch für Großveranstaltungen anderer Sportarten, vor allem der Leichtathletik, eignen (z.B. das Gelsenkirchener Park-Stadion). In den letzten Jahren sind viele Stadien zu „reinen Fußballstadien“ umgebaut worden. Kein großer Verein will mehr auf die dort gebotene intensivere Atmosphäre verzichten. Die Zuschauer sind näher am Spiel und haben einen besseren Blick auf Geschehen und Spieler. Die Laufbahnen, Sprung- und Wurfanlagen wurden beseitigt und die Zuschauerränge direkt bis an den Spielfeldrand herangeführt. Für die so umgebauten Sportanlagen hat sich das Etikett „Arena“ durchgesetzt, um den Unterschied zu markieren.²
- ▷ *Von offenen Stehrängen zu überdachten Sitzplätzen:* Im Zuge der Modernisierung sind zahlreiche Sportstadien zum „all-seater“ umgebaut und alle Zuschauerränge mit

1 Vgl. hierzu sehr instruktiv: A. King, The New European Stadium, in: S. Frank/S. Steets (Eds.), Stadium Worlds. Football, space and the built environment, London/New York 2010, S. 19-35 und M. Schroer, Vom Bolzplatz zum Fußballtempel. Was sagt die Architektur der neuen Fußballstadien über die Gesellschaft der Gegenwart aus?, in: G. Klein/M. Meuser (Hrsg.), Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs, Bielefeld 2008, S. 155-174.

2 In der Saison 2011/12 richteten nur noch zwei der 18 Vereine der 1. Bundesliga ihre Heimspiele in Stadien mit Leichtathletikanlagen aus (Hertha BSC Berlin, 1. FC Nürnberg); vor 15 Jahren (Saison 1991/92) waren es noch 15 von 20 Vereinen.

neuen stützenfreien, oft spektakulären Dachkonstruktionen versehen worden, die das ganze Publikum vor Regen und Wind schützen. Stadioneigner folgten damit nicht nur den Richtlinien von FIFA und UEFA für die Austragung internationaler Spiele, dadurch wurde mit einem Schlag auch der Komfort für die Zuschauer erhöht und sprunghaft der Kreis derer erweitert, die bereit sind, die Spiele ihrer Mannschaft regelmäßig zu besuchen oder überhaupt ins Stadion zu gehen.³ Dies zeigt sich deutlich im gestiegenen Verkauf von Dauerkarten, aber auch in der wachsenden Zahl von Frauen und Kindern, die den Weg ins Stadion finden. Zum neuen Standard gehört auch das Angebot sogenannter VIP-Lounges und Business-Plätze – Komfortplätze mit bestem Blick auf den Rasen, eigenem gastronomischen Service und separaten Zugängen. So können umworbene oder gewonnene Sponsoren und deren Gäste das Spielgeschehen verfolgen oder auch nicht, ohne sich im Stadion und auf dem Weg dahin mit dem übrigen Publikum gemein machen zu müssen. Die Umrüstung auf Sitzplätze geht zwangsläufig mit der Verringerung der maximal möglichen Zuschauerzahl einher. Damit und mit den Kosten, die der Umbau verursacht, wurden dann auch die allfälligen Steigerungen der Eintrittspreise begründet.⁴ Nur dort, wo die Fans auf den Erhalt von Stehrängen bestanden haben, lassen sich die Fanabschnitte wahlweise für Heimspiele als Stehtribünen und für internationale Spiele mit Sitzplätzen herrichten.

- ▷ *Von der kommunalen Infrastruktur zur Event-Location:* Mit der Umrüstung zur Fußballarena sind die meisten Stadien mit hochwertiger Stadion- und Medientechnik, neuem Flutlicht und zusätzlichen Nebenanlagen so ausgestattet worden, dass sie sich außer für Fußball auch für nicht-sportliche Großereignisse wie Popkonzerte, Schlager Nächte, TV-Shows oder Papst-Messen nutzen lassen. Wenn auch nach dem Umbau in den Stadien keine regulären Laufwettbewerbe der Leichtathletik veranstaltet werden können, so sind sie für andere Sportarten nicht verloren. Der Veranstaltungskalender mancher Arenen vermerkt Boxveranstaltungen, Eishockeyspiele, Biathlon-Rennen und anderes mehr. Mit Events in den spielfreien Wochen des Jahres sollen die Anlagen besser ausgelastet und zumindest in Teilen refinanziert werden.
- ▷ *Vom funktionalen Zweckbau zum „Fußball-Tempel“:* Für einige der neuen Fußballarenen, ohnehin meist von weitem sichtbar, hat man sich bewusst für eine ikonogra-

3 Einen wichtigen Anstoß für den Umbau der großen Stadien gab auch der sogenannte Taylor Report in Großbritannien, der Bericht einer Kommission, die 1989 nach dem furchtbaren Unglück im Hillsborough Stadion in Sheffield Empfehlungen zur Erhöhung der Sicherheit für die Zuschauer im bezahlten Fußball erarbeiten sollte. Die Umwandlung der Stehtribünen in Sitzplätze war eine der wichtigsten Forderungen.

4 So sehr sich die Vereine auch heute noch an vollen Stadien und den damit erzielten Mehreinnahmen erfreuen, so sehr haben im professionellen Fußball die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern im Vergleich zu anderen Finanzierungsquellen, insbesondere aus dem Verkauf von Rechten zur Fernsehübertragung, Merchandising und Sponsoring, an Bedeutung verloren, und damit auch die Stadionkapazitäten für die finanzielle Ausstattung der Vereine.

phische Gestalt entschieden: skulpturale Prägnanz, spektakuläre Konstruktion oder signalhafte Farbgebung. Für manche hat man sich „signature“-Architekten geleistet.⁵ Stadien sind inzwischen zu postkartentauglichen Sehenswürdigkeiten der Stadt aufgestiegen. Auch dies hat bei der Fußballweltmeisterschaft in Italien mit spektakulären Neubauten wie dem Giuseppe Meazza Stadion in Mailand seinen Anfang genommen. In ihnen formuliert sich ein neuer Geltungsanspruch, mit dem der Profi-Fußball sich nicht nur als wirtschaftlich potente Branche zeigen will, die Woche für Woche massenhaft nachgefragte Dienstleistungen anbietet, sondern auch als Kulturträger von Rang, der seinen Platz in der Stadt selbstbewusst markieren will.

Die verschiedenen Facetten dieser Metamorphosen des Stadions sind gerade in jüngerer Zeit von Ökonomen, Historikern, Soziologen sowie Kultur- und Sportwissenschaftlern in zahlreichen Publikationen eingehend beleuchtet und interpretiert worden.⁶ Aus der Perspektive der räumlichen Planung legt der folgende Beitrag den Schwerpunkt auf einen Aspekt, der in den bisherigen Arbeiten eher nur indirekt angesprochen wurde. Wir wollen die Aufmerksamkeit auf den urbanen Kontext des Fußballstadions lenken, also auf seinen Standort und dessen Erreichbarkeit innerhalb von Stadt und Region sowie auf die besonderen Eigenschaften seiner unmittelbaren Umgebung. Nicht nur im Stadion selbst, sondern auch in seinem urbanen Kontext hat sich in den vergangenen Jahren ein bemerkenswerter Wandel vollzogen, der in diesem Beitrag skizziert werden soll.

1. HUNDERT JAHRE STADIONBAU IN DEUTSCHLAND

Das Stadion als moderne städtische Großinfrastruktur ist in Deutschland gerade einmal 100 Jahre alt.⁷ Das erste Stadion wurde im Jahre 1909 in Berlin-Grunewald nahe dem heutigen Olympiastadion errichtet. Es war das erste und bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs einzige seiner Art. Es hatte kaum ein Vierteljahrhundert Bestand und wurde

5 Hier sollte relativierend ergänzt werden, dass Stadien schon früher von namhaften Architekten entworfen wurden oder diese sich mit einem Stadionentwurf einen Namen machen konnten: das Prater-Stadion (1928) – Architekt O.E. Schweizer; das Neckar-Stadion (1932) – Architekt Paul Bonatz oder das Münchner Olympia-Stadion (1972) – Architekt Günter Behnisch und Partner.

6 Vgl. hierzu: S. Frank/S. Steets (s. A 1); G. Klein/M. Meuser (Hrsg.), *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Bielefeld 2008; M. Marschik/R. Müllner u.a. (Hrsg.), *Das Stadion. Geschichte Architektur, Politik, Ökonomie*, Wien 2005.

7 Die Darstellung zur modernen Frühgeschichte des Stadions in Deutschland folgt zum einen F.-J. Verspohl, *Stadionbauten von der Antike bis zur Gegenwart. Regie und Selbsterfahrung der Massen, Gießen 1976*, S. 168-173 und S. 179 f., zum anderen W. Skrentny, „In der Ehrenloge müssen Störungen vermieden werden“. Zur Geschichte der deutschen Stadien, in: *ders.* (Hrsg.), *Das große Buch der Deutschen Fußballstadien*, Göttingen 2010, S. 9-12. Viele historische Angaben zu den einzelnen Stadien sind diesem großartigen Kompendium entnommen bzw. mit den dortigen Ausführungen abgeglichen worden.

eingeebnet, als der Standort in den Jahren 1934-1936 für die Olympischen Spiele zum Reichssportfeld mit dem Olympiastadion als Zentrum hergerichtet wurde.

Die erste große Welle des Stadionbaus in Deutschland setzte schon in den frühen 1920er Jahren ein. Fast alle heutigen Standorte der großen Fußballstadien in den deutschen Großstädten haben in dieser Epoche ihre Wurzeln. Häufig waren sie eingebunden in kommunale Konzepte für einen gesamtstädtisch ausgelegten Sportpark oder Volkspark. Bei den Stadionbauten der ersten Generation handelte es sich um so genannte „Erdstadien“. Für das Spielfeld und die Sportanlagen wurde eine Grube angelegt und der Aushub als Wall für die Zuschauertribünen um die Sportanlagen aufgeschüttet. Nur manchmal kam, wie im Frankfurter Waldstadion, noch eine massiv gebaute Tribüne hinzu. Die verantwortlichen Planer dieser Stadien waren dann auch meist Landschaftsarchitekten, die für die wenigen festen Einbauten Architekten zu Rate zogen. Für die einfachen Erdarbeiten wurden sehr häufig Arbeitslose herangezogen, die aus der Erwerbslosenfürsorge finanziert wurden, was zusätzlich die kommunalen Haushalte entlastete.

Meistens waren die Stadien als Leichtathletikstadien ausgelegt mit Laufbahn, Sprung- und Wurfanlagen. Im ersten Deutschen Stadion von 1909 waren nach dem Vorbild des ersten Londoner Olympia-Stadions von 1908 sogar noch Schwimmbahnen im Stadioninneren integriert. Stadien, die in dieser Zeit in Deutschland allein für den Fußball gebaut wurden, waren die Ausnahme. Hier waren meist die Fußballvereine die Bauherren, die wie die Beispiele der ersten Stadionbauten in Kaiserslautern (Betzenberg) und in Gelsenkirchen (Glückauf-Kampfbahn) jedoch auch indirekte Unterstützung von den Städten und im Falle von Schalke 04 auch von der Zeche Consolidation erfuhren.⁸ In den späten 1920er und 1930er Jahren entstanden die Stadien mehrheitlich als Hochbauten wie wir sie heute kennen. Unmittelbar nach dem Kriege wurden einige Stadien buchstäblich auf Trümmern errichtet; zu diesen so genannten „Trümmerstadien“ gehören das Niedersachsen-Stadion in Hannover und das Rosenau-Stadion in Augsburg.⁹

In den 1950er und 1960er Jahren beschränkte man sich darauf, die zerstörten Stadien wieder herzurichten, später dann zu erweitern und zu modernisieren. Flutlichtanlagen, Tribünen und Gegentribünen wurden ergänzt oder ersetzt, Nebenanlagen hinzugefügt, sodass von der ursprünglichen Stadionarchitektur häufig nichts mehr erkennbar war. Neue Stadien wurden in dieser Zeit nicht gebaut. Noch im Jahre 1964 hieß es im Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Sportämter: „Die Zeit des Stadionbaus ist vorüber, da in Deutschland genügend Großanlagen bestehen.“¹⁰ Dies sollte sich nur kurz danach schon als Fehleinschätzung erweisen.

8 Vgl. M. Herzog, Kaiserslautern am Fuße des Betzenbergs. Funktionen – Lasten – Kontinuitäten, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte. Themenschwerpunkt: Stadt und Fußball, Heft 1/2006, S. 48-53 und S. Goch, Stadt, Fußball und Stadion – Zusammenhänge am Beispiel Gelsenkirchen, in: ebda, S. 34-47.

9 W. Skrentny (s. A 7), S. 10.

10 Zitiert nach F.J. Verspohl (s. A 7), S. 252.

Es begann mit den Olympischen Spiele 1972 in München.¹¹ Hierfür wurde nach den Plänen von Günter Behnisch das Olympiastadion gebaut, womit gleichzeitig auch die damaligen beiden Münchner Bundesligavereine FC Bayern und TSV 1860 einen neuen Austragungsort für ihre Heimspiele erhielten. Seither gehen die entscheidenden Impulse für den Stadionneubau bzw. die Modernisierung bestehender Stadien vom Zuschlag für die Austragung großer internationaler Sportveranstaltungen aus. Die Fußball-WM 1974 in Deutschland war Anlass für weitere Stadionneubauten in der Bundesrepublik: das Parkstadion in Gelsenkirchen, das Rheinstadion in Düsseldorf und das Westfalenstadion in Dortmund. Die zweite große Erneuerungswelle wurde durch den Zuschlag für die Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland ausgelöst. Dies nutzten dann nicht nur die WM-Städte dazu, ihre Stadien WM-reif zu machen.¹²

2. STANDORTWECHSEL – SUBURBANISIERUNG DES PROFIFUSSBALLS ?

Aus der Baugeschichte des Stadions in Deutschland spricht eine hohe Standorttreue. Standortwechsel kommen vor, sind aber selten. Von den insgesamt 26 Fußballvereinen, die in den letzten fünf Jahren (Saison 2007/08 bis 2011/12) in der 1. Bundesliga spielten, haben sich lediglich sechs Vereine seit dem Zeitpunkt, seitdem sie zum ersten Mal in der obersten Spielklasse vertreten waren, mit dem Stadionneubau auch für einen neuen Standort in der Stadt entschieden.¹³ Mit der Aufgabe des alten Standorts war dabei stets auch ein Schritt nach außen vom Kern an die Peripherie verbunden; geradezu klassisch im Fall München, wo mit der Platzierung der Allianz Arena der bewusste Schritt zur regional hervorragend erreichbaren (Autobahnkreuz der A9 und A99 im äußersten Münchner Norden mit zwei BAB-Abfahrten), aber städtebaulich nicht integrierten Lage vollzogen wurde; im kleineren Maßstab gilt dies auch für Mönchengladbach mit dem Umzug vom Bökelberg an die westliche Peripherie der Stadt (A61 Abfahrt Mönchengladbach-Holt) und für Augsburg, dessen „impuls-Arena Augsburg“ im Süden der Stadt an der ebenfalls autobahnähnlich ausgebauten B17 gelegen ist.

11 Vgl. hierzu den Beitrag von K. Schiller und Chr. Young in diesem Heft, S. 121-132.

12 Vgl. hierzu die sehr sorgfältige Zusammenstellung in: G. Stick, Stadien der Fußballweltmeisterschaft 2006, Basel u.a. 2006.

13 FC Bayern München (1972, 2005); FC Schalke 04 (1974); VfL Bochum (1979); VfL Wolfsburg (2002); Borussia Mönchengladbach (2004) und 1. FSV Mainz 05 (2009). Sonderfälle stellen die beiden Vereine FC Augsburg und TSV 1899 Hoffenheim dar. Der FC Augsburg war schon 2010, ein Jahr vor dem Aufstieg, von dem alten Rosenau-Stadion in den Neubau der „Augsburg-Arena“ (augenblicklich „impuls-Arena“) umgezogen. Für den „Dorfverein“ TSV 1899 Hoffenheim wurde nach dem erfolgreich gesponsorten Durchmarsch durch die Ligen ein Neubau eines Stadions mit hoher regionaler Erreichbarkeit notwendig. Man entschied sich nach längeren Verhandlungen über verschiedene Standorte für den Bau der „WIRSOL Rhein-Neckar-Arena“ an der BAB-Abfahrt Sinsheim-Süd der A8 auf der Gemarkung der Kraichgauer Gemeinde Sinsheim, zu der auch Hoffenheim gehört (2009). Für die Zusammenstellung der hier vorgestellten Daten danken die Autoren Luigi Pantisano.

Die Standortwahl des Stadions von TSV 1899 Hoffenheim zeigt die ökonomische Logik der Standortwahl im Profifußball, wenn keine Rücksichten mehr auf lokale Verwurzelungen oder Vereinstraditionen genommen werden müssen. Ausschlaggebend ist neben der Verfügbarkeit einer hinreichend großen Fläche die überregionale Erreichbarkeit für den motorisierten Individualverkehr. Dies zeigen die durchgehend prominenten Lagen an Autobahnabfahrten deutlich. Damit folgt das Anforderungsprofil für den Standort neuer Stadien dem von Erlebnisparks; wie diese haben sie sich von einer bestimmten Gemeinde „emanzipiert“. Der Radius des Herkunftsraums regelmäßiger Stadionbesucher reicht über die Stadtgrenzen weit in die Region hinaus. Statt von Suburbanisierung ist demnach dort, wo alte zugunsten neuer Stadionstandorte aufgegeben werden, eher von einer Regionalisierung des Fußballvergnügens auszugehen. Es war die Stadt München, die alles daran setzte, dass die neue Allianz Arena auf Münchner Gemarkung ihren Platz findet, nicht der FC Bayern, dessen Fans aus ganz Bayern und von noch weiter anreisen.

Gleichwohl gilt im Ganzen, dass die meisten Bundesligavereine ihrem Standort treu geblieben sind; von einer durchgängigen Suburbanisierung oder gar Regionalisierung der Profifußballbranche kann nicht gesprochen werden. Gerade die traditionsreichen Fußballvereine haben ihre Stadionneubauten oft direkt neben das alte Stadion gestellt (das Dortmunder Westfalen-Stadion neben die Kampfbahn Rote Erde, 1972) oder das alte Stadion, teils in einem Zuge, teils in Etappen, so durchgreifend umgebaut, dass es einem Neubau gleichkommt.¹⁴ Weniger Sentimentalität als schlichtes Kostenkalkül lässt die Vereine an ihrem Standort festhalten. Die Investitionsentscheidungen von Stadioneignern scheinen der Modernisierungs- und Erweiterungslogik anderer ähnlich standorttreuer Großinfrastrukturen wie Flughäfen und Krankenhäusern zu folgen. Es erweist sich kostengünstiger, das bestehende Objekt zu modernisieren, zu erweitern oder an gleicher Stelle in Etappen abzureißen und neu zu bauen, auch dann, wenn nur suboptimale funktionale, organisatorische und auch gestalterische Lösungen möglich sind und während der Bauzeit der Betrieb erheblich eingeschränkt ist. Gegen einen Neubau an einem anderen Standort sprechen vor allem die schwierige Suche nach alternativen Flächen ausreichender Größe und guter Erreichbarkeit, des weiteren die bereits im Baubestand¹⁵

14 So geschehen bei dem „RheinEnergieStadion“ in Köln, früher „Müngersdorfer Stadion“ (Umbau 2004), der „Imtech Arena“ in Hamburg-Altona, früher „Volksparkstadion“ (Umbau 1998), dem „Signal Iduna Park“, früher „Westfalenstadion“ in Dortmund (1998), der „AWD-Arena“, früher „Niedersachsen-Stadion“ in Hannover (2002), der „Mercedes-Benz Arena“, früher „Neckarstadion“ in Stuttgart (2011), der „Commerzbank-Arena“, früher „Waldstadion“ in Frankfurt (2005) oder der „Espritarena“, früher „Rheinstadion“ in Düsseldorf.

15 Es gibt wohl kaum einen Baubestand, bei dem der Denkmalschutz einen so schweren Stand hat wie bei Sportanlagen mit historischer und baukultureller Bedeutung. In seinem Kompendium zu deutschen Stadien weist Werner Skrentny mit Nachdruck und Bedauern an vielen der dort dokumentierten kleinen und großen baulichen Anlagen auf diesen Aspekt hin. Viele Sportbauten von Rang sind oft achtlos abgerissen und umgebaut worden und damit für immer verschwunden oder zerstört. Vor diesem Hintergrund kann es am Ende als Glück gelten, dass es schließlich nicht zum Umbau des Münchner

materialisierten Werte und nicht zuletzt die oft problematische Nachnutzung des alten Standorts.¹⁶

Dass man in den Großstädten über fast ein Jahrhundert an den Stadionstandorten festhalten konnte, hat mit ihren historischen Ursprüngen in der Weimarer Republik und weitsichtigen Entscheidungen der damals kommunalpolitisch Verantwortlichen zu tun. Viele Stadien waren in den 1920er und 1930er Jahren als Teil größerer Sportparks am Rande der damaligen Stadt geplant worden, sodass man von einer frühen geplanten Suburbanisierung von Freizeit- und Sportnutzungen sprechen kann. In diesen kommunalen Sportparks fanden neben dem Stadion meist weitere Sportanlagen wie Sporthallen, Radrennbahnen, Schwimmbäder oder auch nur weitere Übungsplätze ihren Platz. Sportparks waren eine der wenigen neuartigen kommunalen Infrastruktureinrichtungen dieser Zeit; sie befanden sich in aller Regel an der damaligen städtischen Peripherie, zum einen weil nur dort die für das umfassende Raumprogramm nötigen zusammenhängenden Freiflächen zur Verfügung standen, aber auch wegen der dort deutlich niedrigeren Bodenpreise. Die meisten Besucher dürften schon damals diese Einrichtungen mit dem öffentlichen Nahverkehr erreicht haben, der in den Großstädten der damaligen Zeit meist schon gut ausgebaut war.

Um es an drei Beispielen zu verdeutlichen: Heraus sticht dabei das Kölner Müngersdorfer Stadion, das 1923 auf Initiative des damaligen Oberbürgermeisters Konrad Adenauer als die damals in Europa größte zusammenhängende kommunale Stadionanlage mit drei großen Plätzen (55 ha) im äußeren Grüngürtel der Stadt errichtet wurde.¹⁷ Auch das frühere Frankfurter Waldstadion war Teil eines größeren Sportparks, der ab 1925 in den Stadtwald an der damaligen südwestlichen Peripherie der Stadt gelegt wurde, zusammen mit zahlreichen weiteren Sportanlagen wie Radrennbahn, Badeanstalt oder Eissporthalle.¹⁸ Schon damals war das „Sportfeld“ durch Straßenbahn und S-Bahn für die Frankfurter gut erreichbar. Das frühere Volksparkstadion in Hamburg trug seine besondere Lage schon im Namen und ging auf die Initiative des damaligen Altonaer Stadtbaurates Oelsner in den 1920 Jahren zurück.¹⁹

Olympiastadions in eine Fußballarena gekommen ist, die den Vorgaben von UEFA und FIFA entsprochen hätte.

16 Stadien gehören zu den Gebäudetypen, die sich aus naheliegenden Gründen nicht oder nur sehr schwer umnutzen lassen. Der aktuelle Zustand des Schalcker Parkstadions legt davon Zeugnis ab. Auch die Konversion der Flächen für eine neue Nutzung trifft selten auf so günstige Voraussetzungen wie auf dem Mönchengladbacher Bökelberg. Anders als die meisten Großstadstadien war das Stadion in Mönchengladbach inmitten eines Wohngebiets gelegen – mit den entsprechenden Störungen und Nutzungskonflikten. Nach Abriss des alten Stadions und einem Neubau an der Peripherie der Stadt war es in diesem Fall leicht und vorteilhaft für alle, den alten Stadionstandort zum Wohnen umzubauen.

17 W. Skrentny (s. A 7), S. 214 f.

18 Ebda., S. 124 f.

19 Ebda., S. 162 f.

Diese Einbettung der Stadien in großzügige städtische Grünflächen und ihre sehr gute Erschließung durch den schienengebundenen öffentlichen Nahverkehr boten die Gewähr dafür, dass die Stadien an diesen Standorten sich immer wieder an die veränderten Anforderungen des Sports, des Kommerzes, der Medien, aber auch an die veränderten Ansprüche und Erwartungen der Besucher anpassen ließen. Es gab genügend Platz, das Stadion zu erweitern,²⁰ um Nebenanlagen zu ergänzen, sogar die Parkplätze bereitzustellen, die mit der Vollmotorisierung der Gesellschaft und der wachsenden Zahl mit dem Auto anreisender Zuschauer notwendig wurden (wobei die meist sehr gute Erschließung durch den ÖPNV den Bedarf an Parkplatzflächen dämpfte). Den Flächenreserven und der hohen Erreichbarkeit der alten Standorte ist es zu verdanken, dass in vielen großen Städten die Stadien heute städtebaulich und verkehrlich recht gut integriert sind.

Dort, wo die Stadien nicht in der Traditionslinie kommunaler Freizeitinfrastruktur der Weimarer Republik standen, sondern aus vereinseigenen Fußballplätzen in der jeweiligen Stadt oder dem Stadtteil hervorgegangen sind, waren diese Voraussetzungen meist nicht gegeben. Diese Plätze lagen oft mitten in den Stadtvierteln selbst, ohne ausreichenden Platz, um die wachsende Zahl der Zuschauer aufnehmen zu können. Entsprechend musste dort früher eine Standortalternative gesucht werden. Als das wohl prominenteste Beispiel in Deutschland kann in diesem Fall die Aufgabe der Schalcker Glückauf-Kampfbahn im Jahre 1972 als Austragungsort von Spielen der ersten Mannschaft vom FC Schalke 04 und der Neubau des Parkstadions auf dem Berger Feld gelten. Damit wurde für den Stadionneubau das tradierte lokale Bezugsgeflecht zwischen Stadtteil, Zeche und Stadion zugunsten eines gesamtstädtisch und regional gut erreichbaren Standorts aufgegeben.²¹

Für eine städtische Entwicklungsstrategie, die den Neubau eines Fußballstadions als Ankernutzung und Katalysator für die Entwicklung innerstädtischer Brachflächen nutzt, wie dies in den vergangenen Jahren einige US-amerikanische Großstädte mit der gezielten Platzierung von Baseballstadien in zentralen urbanen Lagen erfolgreich versuchten,

20 Im Zweifelsfall muss dann auch mal eine andere Sportanlage weichen wie etwa die Radrennbahn im Frankfurter Sportfeld anlässlich des Umbaus des Waldstadions zur Commerzbank-Arena; vgl. *W. Skrentny*, ebda, S. 124.

21 Die direkte räumliche Nachbarschaft zwischen Stadtteil und Stadion scheint in britischen Städten sehr viel prägender gewesen zu sein als es in Deutschland jemals war. Ein Stadion wie das Anfield Stadion des FC Liverpool, dessen Haupteingang direkt an der Anfield Road liegt, eingerahmt von schlichten Reihenhäusern wird man in Deutschland vergebens suchen. Aber auch in Großbritannien beginnt sich die Symbiose zwischen Fußballplatz und Quartier aufzulösen, sehr zum Bedauern vieler Fans. Vgl. hierzu den Ausdruck der Trauer über den Verlust nicht nur des alten Stadions als eines zweiten Zuhauses, sondern auch über den Verlust vertrauter Rituale auf dem Weg hin zum Stadion und zurück am Beispiel des Standortwechsels des Stadions von Manchester City: *T. Edensor/S. Millington*, *Going to the Match: The Transformation of the Match-day Routine at Manchester City FC*, in: *S. Frank/S. Steets* (s. A 1).

gibt es in Deutschland bisher keine Parallele.²² Um es zusammenzufassen: Dominant in Deutschland ist die Konsolidierung der alten Stadienstandorte verbunden mit ihrer fortlaufenden Modernisierung; die Verlagerung von Standorten an die Peripherie, also deren Suburbanisierung bzw. Regionalisierung ist bisher nur Ausnahme, ihre Rückkehr ins Stadtinnere, also ihre Reurbanisierung, ist bisher – anders als in den USA – nur ein Denkspiel.

3. TRANSFORMATION DES STÄDTISCHEN KONTEXTS – DREI STÄDTE, DREI STADIEN

Großprojekte wie der Umbau von Sportstadien zu Fußballarenen – und mehr noch Neubauten mit Standortverlagerungen – strahlen stark auf das erweiterte städtische Umfeld aus und transformieren es. Damit sind sie stets auch eine Herausforderung für die Stadt- und Verkehrsplanung. An drei ausgewählten Stadien in den Bundesligastädten München, Stuttgart und Gelsenkirchen werden unterschiedliche Standortverläufe und deren Konsequenzen sowie Konzepte der kommunalen Planung beleuchtet.²³

Der FC Bayern München (gegründet 1900), seit 1965 ununterbrochen Mitglied der 1. Bundesliga und mit 22 Meistertiteln und vielen internationalen Erfolgen der mit Abstand erfolgreichste Fußballverein Deutschlands, ist mit über 171.000 Vereinsmitgliedern und mehr als 2.900 Fanclubs im In- und Ausland (Stand Nov. 2011) der größte deutsche Sportverein. Seit 2005 spielt der FC Bayern in der von Herzog & de Meuron entworfenen Allianz Arena im Münchner Stadtteil Fröttmaning ganz im Norden der Stadt. Der FC Schalke 04 ist mit über 100.000 Mitgliedern und mehr als 1.500 offiziellen nationalen und internationalen Fanclubs der zweitgrößte Sportverein Deutschlands (Stand 2011). Seit 2002 spielt er in der Veltins-Arena, dem ersten deutschen Fußballstadion mit vollständig schließbarem Dach, auf dem Berger Feld in der Mitte zwischen den beiden Stadtkernen Gelsenkirchen und Buer gelegen. Der VfB Stuttgart ist 1963 Gründungsmitglied der Bundesliga und gehört ihr seither mit Ausnahme von zwei Jahren (1975-1977) an. Derzeit hat er über 45.000 Mitglieder und 366 offizielle Fanclubs (Stand Juli 2011). Der Verein spielt seit jeher im Neckarstadion, heute Mercedes-Benz-Arena, in den rechten Neckarauen des Stadtteils Bad Cannstatt. Das Münchner Stadion steht für einen kürzlich vollzogenen Wechsel (2005), das Gelsenkirchener für einen frühen Standortwechsel (1974) und das Stuttgarter Stadion für eine hohe Standortkonstanz (seit 1933).

22 C. Spirou führt 19 US-amerikanische Beispielstädte für Stadien auf, die zwischen 1998 und 2003 in innerstädtischer bzw. Downtown-Lage gebaut worden sind; vgl. C. Spirou, Die Expansion von Stadien als kulturelle Strategie der Stadtplanung und Stadterneuerung in den USA, in: M. Marschik u.a. (s. A 6), S. 425.

23 Der folgende Abschnitt stützt sich auf: U. Bednarz, Von der Kampfbahn zum Eventstadtteil. Bedeutungswandel des Typus Stadion im städtebaulichen Kontext, Diplomarbeit Universität Stuttgart, Stuttgart 2007.

	München Allianz-Arena	Gelsenkirchen Veltins-Arena	Stuttgart Mercedes-Benz-Arena
Einwohner Stadt (gerundet)	1.353.000 (31.12.2010)	258.000 (31.12.2010)	607.000 (31.12.2010)
Fertigstellung Stadion	30. Mai 2005	13. August 2001	23. Juli 1933
Baukosten	340 Mio. €	191 Mio. €	60,8 Mio. € (Umbau bis 2011)
Bauherr	Allianz Arena München Stadion GmbH 50% FC Bayern München 50% 1860 München heute zu 100% FC Bayern München	FC-Schalke-04- Stadion-Beteiligungs- gesellschaft mbH & Co. Immobilienverwaltungs-KG	Stadion Neckar Park GmbH & Co. KG (Stadion KG)
Besitzer Stadion	FC Bayern München AG	FC-Schalke-04- Stadion-Beteiligungs- gesellschaft mbH & Co. Immobilienverwaltungs-KG	Stadion NeckarPark GmbH & Co. KG (Stadion KG)
Betreiber Stadion	Arena One GmbH (Tochtergesellschaft der E.ON Facility Management Allianz Arena)	FC Schalke 04	VfB Stuttgart Arena Betriebs GmbH
Zuschauerkapazität	Ligabetrieb: 69.901 (davon 13.769 Stehplätze) Internationale Spiele: 66.000	Ligabetrieb: 61.673 (davon 16.307 Stehplätze) Internationale Spiele: 54.142	Ligabetrieb: 60.441 (davon 11.121 Stehplätze) Internationale Spiele: 54.906
VIP-Logen	106 mit 1.374 Plätzen	81 mit 812 Plätzen	45 mit 708 Plätzen
Businessplätze	2.200	2.445	1.518
Parkplätze im Gebäude	1.200	keine	keine
Parkplätze im Umfeld	ca. 9.800	ca. 14.000 + 2.500 VIP-Parkplätze	ca. 12.000
Fahrzeit vom Stadtzentrum	16 Min (ÖPNV) ~18 Min (MIV)	15 Min (ÖPNV) ~15 Min (MIV)	7 Min (ÖPNV) ~10 Min (MIV)
Anteil ÖPNV-Nutzer pro Spiel (Bundesliga)	ca. 40% (Stand 2008) 53% bei Spielen des TSV 1860 (Stand 2009)	knapp 20% (Stand 2007)	ca. 60% (Stand 2006)

Tab. 1: Strukturdaten zu den Stadien von FC Bayern München, FC Schalke 04 und VfB Stuttgart.

3.1. Allianz-Arena in München Fröttmaning – Ufo am Autobahnkreuz

Der FC Bayern und der TSV 1860, die beiden großen Münchner Vereine, waren seit jeher Rivalen, aber durch die gemeinsame Nutzung von Stadien sowie durch die räumliche Nähe der Geschäftsstellen und Trainingsanlagen immer auch eng verbunden.²⁴ Das erste gemeinsame Stadion beider Vereine war das „Grünwalder Stadion“ im Stadtbezirk Untergiesing. Es wurde 1911 als reines Fußballstadion des TSV 1860 München gebaut und ist damit das älteste Stadion der Stadt, in deren Besitz es sich seit 1937 befindet. Von 1925 bis 1972 trugen beide Vereine dort ihre Spiele aus. Das Stadion liegt am mittleren Autobahnring, etwa einen Kilometer nördlich der Trainingsanlagen und Geschäftsstellen der beiden Vereine. Auf Grund der umliegenden Wohngebiete sind nur wenige Parkplätze vorhanden, die Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist dafür aber sehr gut.

Der zweite Austragungsort für die Heimspiele beider Vereine war seit 1972 das ebenfalls städtische Olympiastadion im Olympiapark, der auf dem ehemaligen Flughafengelände im Stadtbezirk Milbertshofen ca. 4 km nördlich der Innenstadt nach den Plänen von Behnisch und Partner sowie der Freiflächenplanung von Günter Grzimek gebaut worden war.²⁵ Der Auslöser für den Bau der „Allianz Arena“, dem dritten von beiden Vereinen genutzten Stadion, war die Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 nach Deutschland. Das Olympiastadion kam nicht als Austragungsort in Frage, da mit nur 30 % überdachten Plätzen die geforderten Richtlinien der FIFA ohne durchgreifenden Umbau nicht hätten erfüllt werden können. Der Umbau scheiterte am Urheberrecht des Architekten Günther Behnisch. An der Stadt, die einen guten Ruf als Austragungsort internationaler Sportveranstaltungen zu verlieren hatte, drohte die WM 2006 und alle damit verbundenen positiven Begleiterscheinungen vorbeizugehen.

Bereits in den 1990er Jahren kamen erste Pläne der Vereine für den Bau eines eigenen Stadions auf, die die Stadt zunächst erfolgreich abwenden konnte. Sie wollte die Vereine als wichtigste Frequenzbringer und auch deren Mietzahlungen für die Nutzung des Stadions, die sie zur Unterhaltung des Olympiaparks benötigte, nicht verlieren. Nach der FIFA-Entscheidung für die Austragung der Fußball-WM 2006 in Deutschland und der Erkenntnis, dass das Olympiastadion nicht rechtzeitig umgebaut werden konnte, machte die Stadt den Weg für einen Stadionneubau der beiden Vereine frei.

Nach einer umfassenden, aber auch unter Zeitdruck durchgeführten Standortsuche fiel die Wahl auf den Bereich Fröttmaning im Münchner Norden. Dieser Standort galt zwar als verkehrstechnisch schwierig, aber juristisch als unproblematisch – mit Anwohnereinwänden oder Ähnlichem war nicht zu rechnen. In einem Bürgerentscheid sprachen sich 65,8 % der Münchner Bürger für einen Neubau aus. Durch seine Randlage und die dort bereits angesiedelten Nutzungen war der Standort für andere städtebauliche Ent-

24 Zu den Stadien des FC Bayern München mit weiteren Literaturhinweisen vgl. *W. Skrentny* (s. A 7).

25 Vgl. den Beitrag von K. Schiller und Chr. Young in diesem Heft.



Abb. 1: Allianz Arena in Fröttmaning München (Architekten: Herzog/ de Meuron, gebaut 2005);
Foto: Ute Bednarz.

wicklungen unattraktiv. Die vorhandenen Freiflächen und das Stadion als Ankerung boten aber grundsätzlich die Möglichkeit, das Terrain in längerfristiger Perspektive zu einem neuen Stadtteil zu entwickeln. Davon ist man jedoch derzeit weit entfernt.

Eine Stadtbahnlinie erschließt das Areal für den ÖPNV. Die Fahrtzeit beträgt vom Marienplatz 16 Minuten; eine direkte Verbindung zum Münchner Hauptbahnhof besteht nicht. Nördlich des P&R-Parkhauses befindet sich ein Busbahnhof der europaweit verkehrenden Fernverkehrs-Buslinien. Der Flughafen liegt ca. 20 km nordöstlich der Arena und ist in ca. 55 Minuten mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Im Jahr 2005 wurde die Arena fertiggestellt, die Allianz AG erhielt bis 2021 die Namensrechte. Die Kosten für notwendige Verkehrsinfrastrukturen (U-Bahnhof-Anschluss, Autobahnauffahrten) in Höhe von über 200 Mio. € übernahm die Stadt. Wegen finanzieller Schwierigkeiten des TSV 1860 München ist der FC Bayern München seit Ende 2007 alleiniger Eigentümer und Betreiber der Arena.

Die meisten Nicht-Münchener Fans des FC Bayern wie auch fast alle Fans der gegnerischen Mannschaften reisen von Norden an. Dies allein schon sprach für den Bau des Stadions direkt am Autobahnkreuz München Nord (A 9 / A 99). Im Zuge des Neubaus wurde die Anschlussstelle „Fröttmaning Nord“ neu geschaffen, und die Anschlussstelle „Fröttmaning Süd“ und ein Teilstück der A 9 wurden ausgebaut. Die Verbindung zwischen den beiden Anschlussstellen bildet die Erschließung für die Arena selbst und das mit 9.800

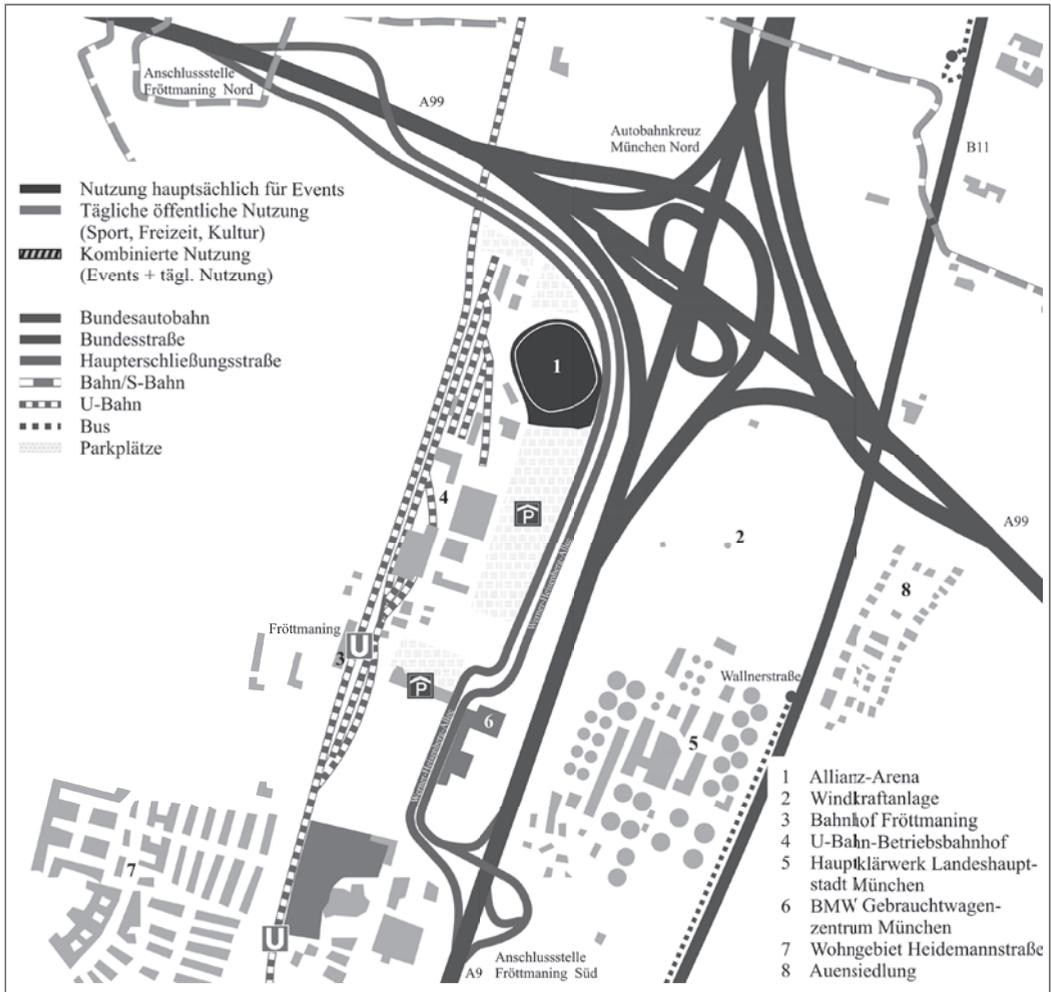


Abb. 2: Lageplan Umfeld Allianz Arena; Zeichnung: Ute Bednarz.

Stellplätzen größte Parkhaus Europas unter der so genannten „Esplanade“, dem Fußgängerzugang zum Stadion. 1.200 weitere Stellplätze befinden sich beim Stadion selbst, weitere stehen im Bereich des P&R-Parkhauses zur Verfügung.

Das Gebiet um die Allianz Arena ist durch die Lage an zwei Autobahnen und durch den ÖPNV hervorragend erschlossen, städtebaulich aber noch in keiner Weise integriert. Nur wenige Fuß- und Radwege verknüpfen die nahen Isarauen mit der Fröttmaninger Heide, die bis vor kurzem in Teilen von der Bundeswehr genutzt wurde. Grünverbindungen gibt es nicht, die Aufenthaltsqualität ist insgesamt gering. Die Allianz Arena wird vermut-

lich noch einige Zeit das gerade gelandete Groß-Ufo im peripheren Nirgendwo bleiben. Die Autobahntrassen und dort schon vorher vorhandene, zum Teil schwer verlagerbare Einrichtungen (Hauptklärwerk, Rangierbahnhof des Münchner U-Bahnnetzes, BMW-Gebrauchtwagenzentrum sowie ein P&R-Parkhaus, das an Spieltagen auch Stadionbesuchern zur Verfügung steht) hemmen eine zukünftige städtebauliche Integration. Immerhin wird der FC Bayern auf einem Teil des ehemaligen Militärgeländes westlich der Fröttmaninger Heide ein Vereinssportgelände für die Amateurmansschaften aller Abteilungen bauen lassen. Das Bebauungsplanverfahren läuft derzeit. Die geplante Ansiedlung des Kunstparks Nord – eine Ansammlung von Künstlerateliers, Bars und Clubs – schlug 2008 fehl, weil sich die Münchner Künstlerszene mit diesem Standort nicht anfreunden konnte und sich anders orientierte.

Für die Stadt München hat die Zukunftssicherung des Olympiaparks, der durch den Wegfall der Fußballnutzung und der damit verbundenen Mieteinnahmen gefährdet ist, eindeutig Priorität. Heute finden im Olympiastadion kaum noch Sportveranstaltungen statt, wohl aber Konzerte und andere Freiluftevents. Um Konkurrenz zum Veranstaltungsort Olympiastadion abzuwehren, wurden die Vereine vertraglich verpflichtet, die Allianz-Arena nicht für andere Veranstaltungen zu nutzen. Entsprechend konzentriert sich die Stadt darauf, die hohe Attraktivität des Olympiaparks zu erhalten. Es wurden Konzepte für Nachnutzungen entwickelt, zuletzt im Zusammenhang mit der Olympiabewerbung um die Winterspiele 2018 mit dem Rahmenplan „Perspektiven für den Olympiapark“ (2011). Der Park erhielt neue Attraktionen (Rock-Museum im Olympiaturm und das Großaquarium Sea-Life). Schließlich hat man die auffällige Haupttribüne des Olympiastadions im Herbst 2011 für 11 Mio. € renoviert. Die Stadt unternimmt große Anstrengungen, den Olympiapark als beliebtes Naherholungsgebiet, als Veranstaltungsort sowie als wichtiges Wahrzeichen und Touristenattraktion für die Bewohner und Besucher der Stadt zu erhalten. Die städtebauliche Entwicklung des Allianz-Arena-Umfelds bleibt vorläufig im Hintergrund.

3.2. Veltins-Arena auf dem Berger Feld in Gelsenkirchen – ein Sportpark als Dauerbaustelle

Im Jahre 1928 wurde die „Glückauf-Kampfbahn“ eingeweiht, das erste Fußballstadion des FC Schalke 04 im Arbeiterstadtteil Schalke.²⁶ Die Lage des Vereinsstadions zwischen Arbeitersiedlung und Zechen, die Namensgebung und die heute noch gebräuchliche Bezeichnung der Spieler als „Knappen“ zeigen die einstmalige enge Verbindung des Fußballs mit dem Bergbau und dem Stadtteil. Bereits 1950 kamen nach Kapazitätsengpässen erste Pläne für ein „Groß-Stadion Berger Feld“ auf, die jedoch vorerst nicht realisiert wurden; stattdessen modernisierte man das alte Stadion 1954. Bis 1973 war die Glückauf-Kampf-

26 Zu den Stadien des FC Schalke 04 mit weiteren Literaturhinweisen vgl. W. Skrentny (s. A 7).

bahn offizielle Spielstätte des FC Schalke 04.²⁷ Im Jahre 1967 wurde der Bau des „Parkstadions“ im Berger Feld nördlich von Schalke beschlossen. Man wollte für die Fußballweltmeisterschaft 1974 in Deutschland ein Stadion im Ruhrgebiet vorweisen können, das für große Spitzensportveranstaltungen und damit auch als WM-Austragungsort geeignet war.

Das so genannte „Berger Feld“ (120 ha), ein breiter Landschaftstreifen zwischen den beiden Zentren der Stadt Gelsenkirchen und Buer, bot sich als neuer Stadionstandort an. Er lag zentral in der städtischen Gemarkung, bot gleichwohl ausreichend Flächen für die Sportanlagen und 14.000 Parkplätze. Schließlich war das Berger Feld durch die querende Autobahn A 2 für das gesamte Ruhrgebiet und durch die Straßenbahnlinie zwischen beiden Stadtzentren und dem Hauptbahnhof sehr gut erschlossen. Der ÖPNV wird jedoch nur von knapp 20 % der Stadionbesucher (2007) genutzt.

Das Parkstadion war als das erste große Stadion für das gesamte Ruhrgebiet avisiert, zugleich sollte es der Nukleus eines neuen Sportparks Berger Feld für die ganze Stadt werden. Mit diesem Wechsel vom Stadtteil in die innere Peripherie und mit dem Bau eines leichtathletiktauglichen Stadions stellte sich die Stadt in die Tradition der kommunalen Sportparks der 1920er Jahre. Aus Bergematerial des Kohleabbaus wurde ein Erdwallstadion mit 70.600 Zuschauerplätzen aufgeschüttet, das ab 1973 sowohl für Fußball und Leichtathletik, aber auch für Konzerte und Kirchenveranstaltungen genutzt wurde. Seit 2001 dient das Parkstadion als Trainingsanlage und für Spiele von Amateurmansschaften.

Im August 2001 wurde unmittelbar südlich des Parkstadions mit der „Arena Auf Schalke“ (seit 2005 „Veltins-Arena“) das erste für die WM 2006 fertiggestellte Stadion mit schließbarem Dach, herausfahrbarer Rasenschublade und einem an der Dachkonstruktion befestigten Videowürfel eröffnet.²⁸ Platzmangel stellte auf dem Berger Feld kein Problem dar. Der 191 Mio. € teure Bau, europaweit eine Novität, ging auf Initiative des Vereins zurück und wurde privat finanziert, was den Verein in den Folgejahren in enorme finanzielle Schwierigkeiten stürzte. Ohne Neubau wäre die WM 2006 an Gelsenkirchen vorbei gegangen, da das alte Parkstadion, bei der WM 1974 noch Vorzeigeprojekt, in keiner Weise mehr den Anforderungen der FIFA entsprach.

Mit 81 Logen, einem Business-Club, integrierter Stadionkapelle und einem Vereinsmuseum mit Arena-Fan-Shop repräsentiert der Neubau geradezu idealtypisch die neue Generation der Fußballarenen und zugleich die Rückkehr zum Vereinsstadion. Seit 2002 trägt der FC Schalke 04 seine Heimspiele wieder auf dem eigenen Platz aus. Zwischen den Spielen wird die Rasenschublade herausgezogen und das „Super-Super-Stadion“²⁹ für

27 Heute wird die Glückauf-Kampfbahn von Jugend- und Amateurmansschaften genutzt. Während der Fußball-WM 2006 fanden dort die Public-Viewing Veranstaltungen statt.

28 W. Skrentny (s. A 7), S. 145.

29 Ebd., S. 147.



Abb. 3: Veltins Arena auf dem Berger Feld in Gelsenkirchen (eröffnet 2001); im Hintergrund das frühere Parkstadion; Foto: Stadt Gelsenkirchen.

große Sport-Events (Eishockey, Handball und sogar Biathlon vor mehreren zehntausend Zuschauern), für Opernaufführungen, Rockkonzerte oder Fernsehshows hergerichtet.

So sehr die Veltins Arena mit ihren Superlativen beeindrucken mag, so wenig ist zu übersehen, dass der Sportpark Berger Feld bis heute ein sehr fragmentiertes Gebilde ist, das nie so zustande kam wie beabsichtigt. Mit dem Katastrophenschutzzentrum war schon vor dem Bau des Parkstadions eine Einrichtung vorhanden, die nicht zur angestrebten Sportnutzung passte. Geplant waren ein Großschwimmbad und eine Großsporthalle, die aber lediglich als verkleinerte Variante gebaut wurden (Sportparadies (1984) sowie mehrere Tennisanlagen). Stattdessen wurden die Flächen für den Bau von Einrichtungen genutzt, die nicht dem Sportpark-Konzept entsprachen: schon 1974 für die Gesamtschule Berger Feld, 1991 für ein Multiplex-Kino. Nur der mit dem Parkstadion einhergehende Bau des Fußballleistungszentrums des FC Schalke 04 mit Nachwuchsausbildung, Geschäftsstelle, Fanshop und später auch Fankneipe und Biergarten folgte den ursprünglichen Plänen.

Der Bau der Veltins-Arena 2001 brachte einen neuen Impuls für die Entwicklung des bis dahin rudimentären Sportparks Berger Feld. Errichtet auf einem 10 Meter hohen aufgeschütteten Hügel dominiert die Arena auch in der dritten Dimension. Für die Weiterentwicklung des Berger Feldes ließ sich die Stadt Gelsenkirchen das neue Etikett „Arena Park Gelsenkirchen“ einfallen. Damit sollte signalisiert werden, dass der halb-

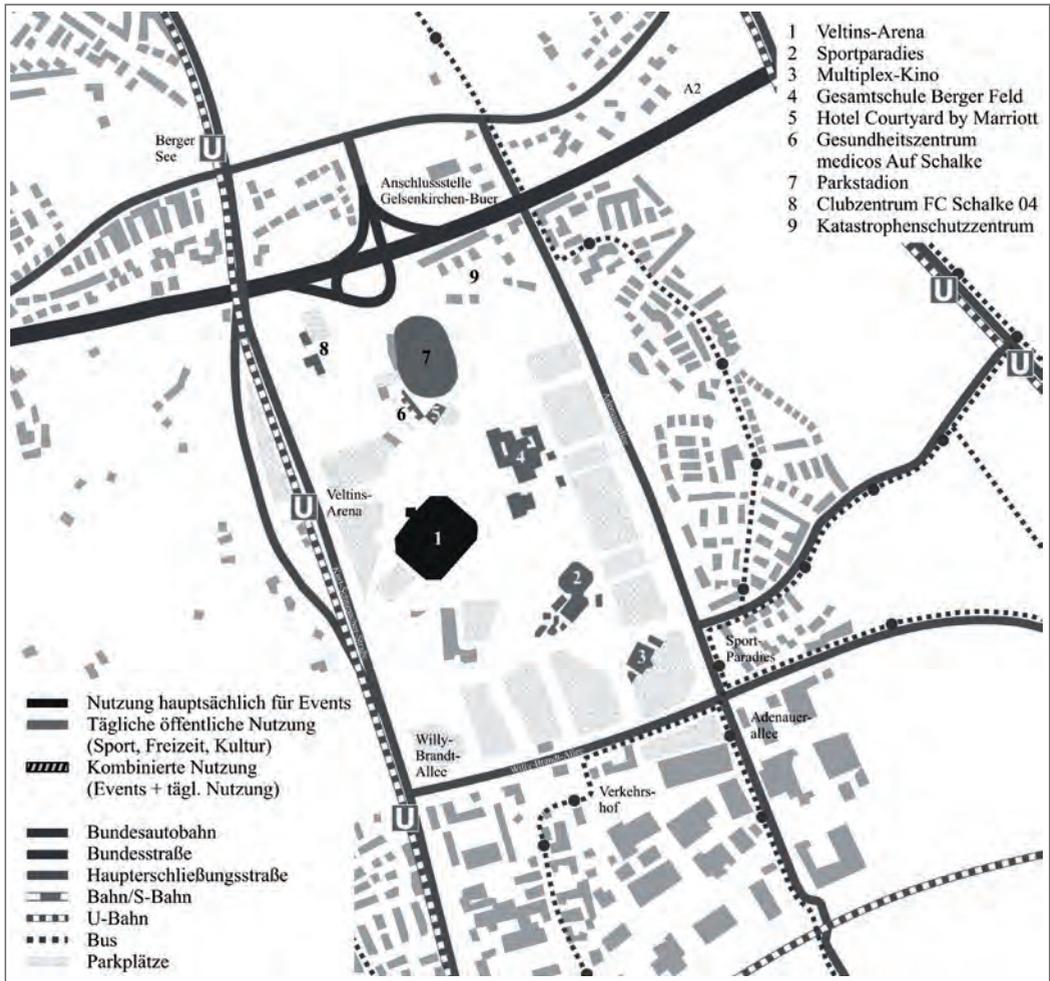


Abb. 4: Lageplan Berger Feld in Gelsenkirchen; Planzeichnung: Ute Bednarz.

fertige Sportpark nun zu einem vielfältigen Sport-, Freizeit- und Dienstleistungsstandort in einem Landschaftspark weiter entwickelt werden sollte. Hierzu ließ die Stadt 2001 einen städtebaulichen Rahmenplan erarbeiten, der aus zwei Teilen besteht, der sogenannten „Phase 1“ und der „Vision“.³⁰

„Phase 1“ galt dem Bereich nördlich der Arena und beinhaltete Maßnahmen, die bis zur WM 2006 realisiert werden sollten. Dazu gehört das Umnutzungskonzept für das

30 NILEG Norddeutsche Immobiliengesellschaft GmbH, Städtebaulicher Rahmenplan Berger Feld, Hannover 2001.

alte Parkstadion. Vorrang hatten zwar zunächst die Flächen und Raumannsprüche des FC Schalke 04. Gebaut wurden das Reha-Zentrum „medicos.Auf Schalke“ mit Restaurant und ein 11-geschossiges 4-Sterne-Hotel auf dem Gelände der Südkurve des Parkstadions. Gleichwohl sollte auch schon damit ein bewusster Imagewandel des Areals eingeleitet werden. Ziel war es, den Standort für die gesamte Öffentlichkeit zu öffnen und sein Image zu ändern – weg vom Stadion, das nur für die Fans von Interesse ist, hin zum Eventquartier, das die gesamte Öffentlichkeit anspricht: die Besucher der großen Kulturveranstaltungen ebenso wie Geschäftsreisende, die im Hotel übernachten, oder Unternehmen und Verbände, die dort Tagungen ausrichten. Man möchte die Aura der Arena nutzen, um das Areal und dessen Einrichtungen auch außerhalb der Veranstaltungszeiten zu beleben.

Die sehr ehrgeizige „Vision“, zweiter Teil des Rahmenplans, der die Entwicklungen östlich der Veltins-Arena und der weiteren Umgebung im Blick hatte, folgte ebenfalls dieser Leitlinie. Vorgesehen war, die bisher ebenerdigen Parkplätze in mehrgeschossigen Parkdecks entlang der Willy-Brandt-Allee zu konzentrieren und auf den so frei werdenden Flächen einen Büro- und Dienstleistungsschwerpunkt in parkartig gestalteter Landschaft zu schaffen. Die „Vision“ jedoch blieb Vision, da bald absehbar war, dass im strukturschwachen Gelsenkirchen für diesen Standort die Nachfrage fehlte. Im Jahre 2007 erarbeitete die Stadt ein „abgespecktes“ Leitkonzept Berger Feld, das auf ein schrittweises Vorgehen entsprechend der Entwicklung der Nachfrage setzt. Weiterhin soll das Areal abschnittsweise zu einem Freizeit-, Erholungs- und Dienstleistungsstandort entwickelt werden, das in Etappen und auf hierfür ausgewiesenen Baufeldern umgesetzt werden soll. Mit dem Aufstellungsbeschluss des Bebauungsplanes „ARENA PARK“ im Januar 2010 erfolgte die Umsetzung des Leitkonzepts in verbindliches Planungsrecht.

3.3. Mercedes-Benz-Arena in Stuttgart-Bad Cannstatt – von der Kampfbahn zum NeckarPark

Seit 1933 trägt der VfB Stuttgart an gleicher Stelle auf den Neckarwiesen in Bad Cannstatt seine Heimspiele aus. Der Standort des Stadions blieb, der Name wechselte häufig.³¹ Das Stuttgarter Stadion liegt vier Kilometer nordöstlich der Innenstadt zwischen Neckar, Bundesstraße 14, Benzstraße und dem Cannstatter Wasen, dem großen Festplatz der Stadt. Es bildet damit den Auftakt der Industriezone entlang des rechten Neckarufers. Prägend ist die Mercedesstraße, eine breite Allee, die zwischen Stadion und Cannstatter Wasen direkt auf das Daimler-Werk im Stadtteil Untertürkheim zuführt.

31 Ab Juli 1933 (Eröffnung) „Adolf-Hitler-Kampfbahn“, ab 1945 „Century Stadium“, ab 1949 „Neckarstadion“, ab 1993 „Gottfried-Daimler Stadion“ (ab 2006 mit ENBW Tribüne), ab 2008 „Mercedes-Benz Arena“. Zur Geschichte des Stadions vgl. G. Hörner, Auf Ballhöhe – Gottlieb-Daimler Stadion, Filderstadt 2006 sowie W. Skrentny (s. A 7), S. 330-332.

Gebaut nach den Plänen des damals schon bekannten Architekten Paul Bonatz wurde das Stadion mit Fußballfeld und 400-Meter-Aschenbahn zum Deutschen Turnfest 1933 in Betrieb genommen.³² Auf aufgeschütteten Erdwällen fanden 40.000 Zuschauer Platz. Das herausragende Merkmal war die stützenfrei überdachte Haupttribüne mit 2.500 Sitzplätzen und 55 Ehrenlogen. Das großzügige Sportgelände verfügte außerdem über eine Festwiese und mehrere Tennisanlagen. Die Erschließung erfolgte durch breite Straßenzüge und eine neue Neckarbrücke, über die Straßenbahn- und Buslinien geführt wurden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das in „Neckarstadion“ umbenannte Stadion immer wieder erweitert, aufgestockt und umgebaut. Zunächst wurde die Gegentribüne (1949) vergrößert, wodurch das Stadion mit 97.000 Besuchern seine höchste Kapazität erreichte. Für die Fußball WM 1974 schuf man entsprechend den DFB-Normen 20.000 überdachte Sitzplätze und verringerte damit das Fassungsvermögen auf 70.500 Zuschauer. Zur Leichtathletik-WM 1993 erhielt das Stadion im Rahmen umfangreicher Umbaumaßnahmen ein Membrandach, das alle Plätze überspannt. 1999 und 2001 folgte der Bau eines zweiten Ranges auf der Haupttribüne mit Gastronomieeinrichtungen, Shops, VIP- und Clubräumen, Logen und Business-Seats mit direktem Zugang zu den VIP-Lounges, eines neuen Business-Centers vor der Haupttribüne sowie ein neues Parkhaus. Für die Fußball WM 2006 wurden weitere umfangreiche Modernisierungsarbeiten an der Gegentribüne durchgeführt. Nach langen Verhandlungen mit der Stadt und kontroverser kommunalpolitischer Debatte war man 2010 dann soweit, das Stadion zu einem „reinen“ Fußballstadion umzubauen.³³ Hierzu wurde das Spielfeld abgesenkt, die steiler aufgebauten Kurven rückten näher ans Spielfeld und erhielten einen zweiten Rang. Unter den Kurven entstand Raum für eine Sporthalle und eine Fankneipe. Die Eröffnung erfolgte im Sommer 2011.

Das Stadion ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln sehr gut zu erreichen. An regulären Bundesligaspieltagen liegt der Anteil der ÖPNV-Nutzer bei etwa 60 % und erreicht damit einen deutlich höheren Wert als in Gelsenkirchen oder München. Zwei Stadtbahnlinien fahren die Haltestelle Mercedesstraße am westlichen Ende des Cannstatter Wasens an. An Veranstaltungstagen werden diese durch eine Sonderlinie bis zur Haltestelle Cannstatter Wasen ergänzt (17 Minuten ab Innenstadt).³⁴ Von der S-Bahnhaltestelle Neckarpark (Mercedes-Benz) sind es ca. 400 Meter Fußweg bis zum Stadion (Fahrzeit vom Stuttgarter Hauptbahnhof sieben Minuten). Die von auswärts mit Auto und Bussen anreisenden Zuschauer nutzen die Bundesstraßen B10 und B14 südlich des Neckars, wo im weiteren Umfeld 12.000 Parkplätze zur Verfügung stehen, vor allem auf Flächen südöstlich des Cannstatter Wasens.

32 M. Brinke/P. Kränzle, Peter, Fußballstädte Deutschlands, Bielefeld 2006, S. 327.

33 G. Hörner (s. A 31), S. 9-39; <http://www.gottlieb-daimler-stadion.de>; <http://www.wirtemberg.de/daimlerstadion.htm>; auch W. Skrentny (s. A 7), S. 330 f.

34 M. Decker, Beilage im Amtsblatt der Stadt Stuttgart, Nr. 27/2006.



Abb. 5: Mercedes-Benz Arena in Stuttgart Bad-Cannstatt; rechts hinter dem Kraftwerk das Mercedes-Benz-Museum; Foto: Ute Bednarz.

Schon in den ersten Jahren nach dem Bau des Stadions (bzw. nach Kriegsende) lagerten sich eher zufällig in dessen Nachbarschaft weitere Übungsflächen, Sportplätze, Trainingsanlagen und ähnliche Einrichtungen an. Es folgten erste größere feste Bauten: das Stadion Festwiese, die Molly-Schauffele-Sporthalle (1968) und das VfB-Clubzentrum (1981). Im Jahre 1983 wurde in unmittelbarer Nachbarschaft zum Stadion die „Hanns-Martin-Schleyer-Halle“ gebaut, immer noch die größte Veranstaltungshalle der Stadt für Konzerte und Sportereignisse. Damit war der erste wichtige Schritt zu einem multifunktionalen Veranstaltungsort vollzogen. Seitdem lässt sich beobachten, wie das erweiterte Terrain um das Fußballstadion sich nach und nach in ein Quartier neuen Typs, in eine Art Event-Stadtteil mit Schwerpunkt Sport, verwandelt. Auch das Volksfest und das Frühlingsfest, die zweimal im Jahr mehrere Millionen Menschen auf den naheliegenden Cannstatter Wasen bringen, sind temporär ein Teil davon.

Die Stadt Stuttgart stützt diese Quartiersbildung seit einigen Jahren mit Nachdruck, seit 2005 unter dem neuen Namen mit modischer Binnenversalie „NeckarPark“. Über mehrere aufeinander aufbauende Planungskonzepte konkretisierte sie ihr Ziel, das zunächst eher zufällige Konglomerat von publikumsintensiven Einrichtungen in einen attraktiven Standort hoch organisierter Öffentlichkeit zu transformieren. Bereits 2002 wurde für den Bereich des heutigen NeckarParks ein Strukturkonzept als Teil der Olympiabewerbung

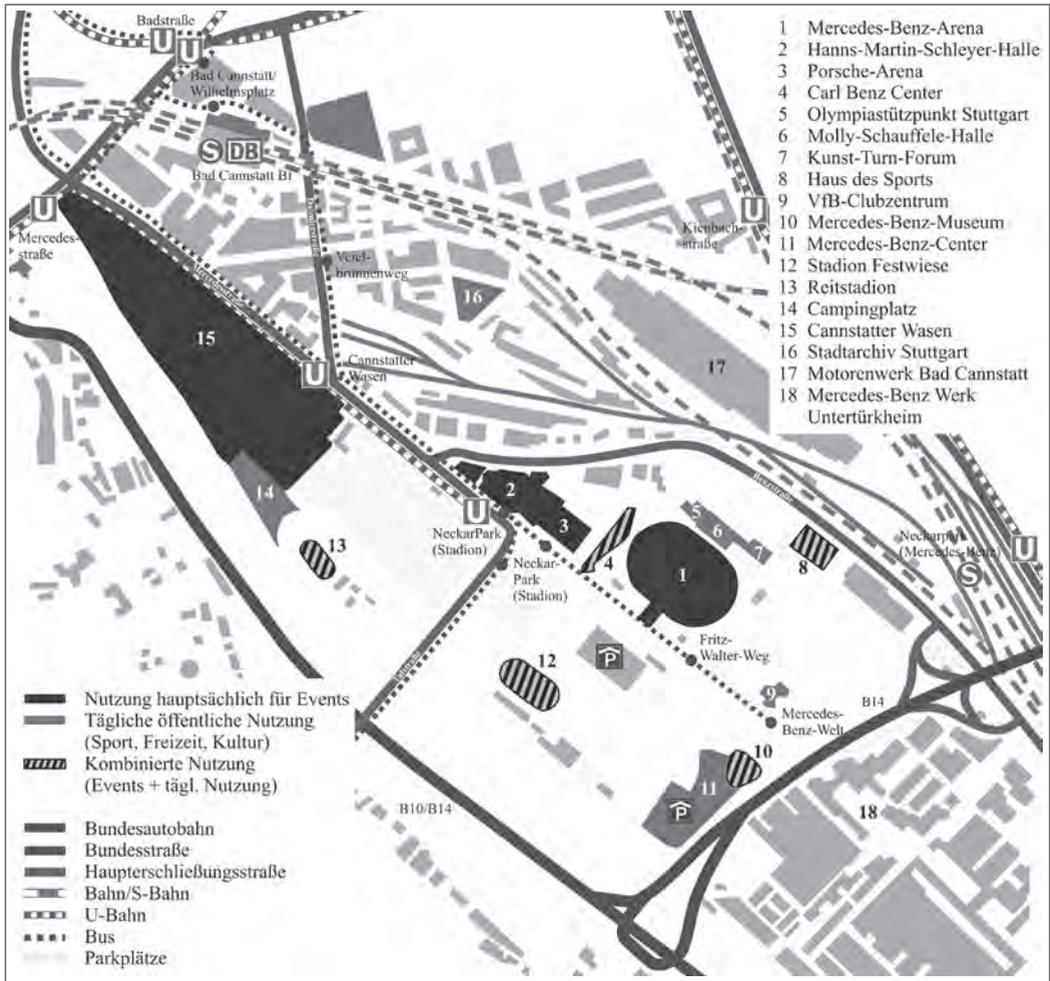


Abb. 6: Lageplan Mercedes-Benz Arena im NeckarPark Stuttgart; Planzeichnung: Ute Bednarz.

2012 erarbeitet. Zwar waren die Planungen nach dem frühen Scheitern der Bewerbung hinfällig, wesentliche Elemente fanden jedoch Eingang in das „Stadtentwicklungskonzept Stuttgart“.³⁵ Um die „Positionierung Stuttgarts als Sportzentrum von europäischem Rang im internationalen Städtenetz“ zu erreichen, sollte im Bereich Stadion/Wasen/Mercedesstraße eine Stadtlandschaft mit Sportschwerpunkt entstehen. Dieses übergreifende Ziel wurde in den „Rahmenplänen Mercedesstraße“ (2005), „Rahmenplan Stuttgart“ und

35 Landeshauptstadt Stuttgart, Stadtentwicklungskonzept Stuttgart (Entwurf), Stuttgart, S. 88-100.

„NeckarPark – ehemaliges Güterbahnhof-Areal“ (2010) konkretisiert.³⁶ Die Planungen für den NeckarPark sehen ein breites Bündel städtebaulicher und landschaftsplanerischer Maßnahmen vor. Manches davon ist bereits umgesetzt, manches noch nicht endgültig entschieden. Ein Schwerpunkt war es, im unmittelbaren Umfeld des Stadions die Angebote für Leistungs- und Breitensport auszubauen und zu intensivieren. Es entstanden das „Kunst-Turn-Forum im Olympiastützpunkt Stuttgart“ (1999), „das „Haus des Sports““ (2005) und die „Porsche-Arena“ (2006), eine weitere, etwas kleinere Veranstaltungshalle, direkt an die Hanns-Martin-Schleyer-Halle angebaut. Hinzu kamen Einrichtungen wie das „Carl-Benz Center“, die auf die wachsenden Anforderungen des Profi-Fußballs zurückgehen: Rehabilitationszentrum, Fanshop, Fantreff, Hotel, Gastronomie etc.

Ein weiteres Bündel von Maßnahmen soll dazu beitragen, dass das Quartier nicht nur in den Veranstaltungsstunden frequentiert wird. Die aufwendig gestalteten öffentlichen Plätze und Passagen mit Außengastronomie, die im Zuge des Stadionumbaus im engen Umfeld entstanden, sind hierzu ein erster Schritt. Längerfristig ist geplant, die großen Flächen des Wasen mit Parkplätzen und Festwiese landschaftsplanerisch einzuhegen und das abgetrennte Neckarufer durch ein dichtes Fuß- und Radwegenetz wieder zur Stadt zu öffnen und so diesem riesigen Freigelände ein wenig von der Tristesse zu nehmen, die ihm unvermeidlich eigen ist, wenn dort keine Veranstaltungen stattfinden. Hier bleibt noch vieles zu tun. Große Teile des Terrains sind stark versiegelt; und noch versperrt die Teststrecke der Daimler AG auf einer Länge von ca. 900 Metern den Zugang zum Neckarufer. Um zu erreichen, dass mehr Besucher das Quartier aufsuchen, auch wenn keine „Events“ stattfinden, bemüht sich die Stadt Stuttgart, im NeckarPark auch publikumsintensive Einrichtungen zu platzieren, die weder mit Sport, noch mit Großveranstaltungen zu tun haben. Das dorthin verlagerte Stadtarchiv kann nur ein erster vorsichtiger Anfang sein. Mehr als alles andere trägt in Sichtweite des Stadions hierzu bereits das Firmenmuseum der Daimler AG bei. Seit seiner Eröffnung im Jahre 2006 ist das „Mercedes-Benz-Museum“ das mit weitem Abstand am besten besuchte Museum Stuttgarts. Im Jahre 2011 kamen über 700.000 Besucher, zweieinhalbmal mehr als die Stuttgarter Staatsgalerie im gleichen Zeitraum zählen konnte.

Für die Zukunft des NeckarParks als belebter Stadtteil wird schließlich mitentscheidend sein, wie das angrenzende 22 ha große Gelände des ehemaligen Bad Cannstatter Güterbahnhofs umgenutzt werden wird. Es ist die für absehbare Zeit nach „Stuttgart 21“ größte innerstädtische Entwicklungsfläche der Stadt. Ziel der Planer ist ein gemischtes Stadtquartier mit hochwertiger Wohnbebauung, Arbeitsplätzen und öffentlichen Einrichtungen, das durch enge Wegenetze und grüne Freiräume mit dem Neckarufer verknüpft wird. Allerdings stockt die Umsetzung wegen politischer Differenzen über die Verträglichkeit der geplanten Nutzungen mit dem benachbarten Gewerbe und den zahlreichen nahen publikumsintensiven Einrichtungen.

36 *Landeshauptstadt Stuttgart*, Rahmenplan Mercedesstraße, Stuttgart 2005, S. 8-19.

4. EVENT-STADTTEIL – EIN NEUER QUARTIERSTYP?

Mit der Kommerzialisierung und der wachsenden Popularität des bezahlten Fußballs verändern sich nicht nur die Anforderungen an die Spielstätten selbst, sondern auch an deren Umfeld. Nicht nur Stadien werden zu komfortablen Multifunktionsarenen umgebaut, auch das Umfeld der Stadien wird multifunktional. Es lagern sich dort immer neue Nutzungen wie Hotels, Trainingszentren, Rehasentren, Fantreffs und Fanshops, Vereinsmuseen, Gastronomie jenseits der Stadionwurst und sogar Stadionkapellen an. Sie stehen meist im direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem Spielbetrieb des Profifußballs und der diversifizierten Nutzung der neuen Arenen, aber sie bergen auch das Potenzial, sich der Stadt zu öffnen und auch für diejenigen Bürger interessant zu werden, die es sonst nicht zum Stadion zieht. Die Kommunen sehen im veränderten Umfeld der großen Stadien eine Chance, die bisher oft isolierten, „autistischen“ Großkomplexe städtebaulich zu integrieren – durch die Aufwertung öffentlicher Räume und die gezielte Platzierung weiterer publikumsintensiver Einrichtungen. Sie sollen das Angebot verbreitern und dazu beitragen, dass der Standort auch außerhalb von Veranstaltungstagen belebt ist und geschätzt wird. Ob dies gelingt, ist noch nicht absehbar. Je älter und etablierter der Stadionstandort ist, je näher er am Stadtzentrum liegt und je besser die wirtschaftliche Ausgangslage der Stadt ist, in der auch schwierige Lagen auf eine zahlungskräftige Nachfrage hoffen können, desto größer scheinen die Chancen für einen Erfolg. Ob hier ein neuer Quartierstypus in Großstädten im Entstehen ist, den man Event-Stadtteil nennen könnte, wird man freilich abwarten müssen.

LEARNING FROM PUBLIC VIEWING

1. DIE VERWANDLUNG DER STADT

Je wichtiger ein Fußballspiel ist und der Wettbewerb, in den das Spiel eingebettet ist, desto bedeutsamer werden die öffentlichen und halböffentlichen Räume der Stadt als vermeintliche Surrogate des Stadionerlebnisses: Plätze und Kneipen, Gärten und Straßen werden zu Orten, an denen in größeren und kleineren Gruppen Fußball geschaut wird. Vor allem während Europa- oder Weltmeisterschaften verwandeln sich viele Orte der Stadt – teilweise aufwändig geplant, teilweise spontan inszeniert – in Areale, in denen vor unterschiedlich großen Leinwänden und Bildschirmen Fußballfans verschiedener Gruppengrößen die Übertragungen gemeinsam verfolgen. Innerstädtische Verkehrsringe verwandeln sich kurzfristig in Strecken für bunte Autokorsos, mit denen Siege gefeiert werden. Nationalflaggen, Transparente und Wimpel schmücken Hausfassaden, private und öffentliche Plätze. Accessoires wie Kopfbedeckungen, Halsketten oder farbige Schminke signalisieren unmissverständlich, welcher Mannschaft die Sympathie jeweils gilt. Vergleichbare Phänomene sind in geringerem Maße auch bei Vereinsmeisterschaften gegen Saisonende und abhängig vom Erfolg der lokalen Mannschaft zu beobachten.

In diesem Beitrag sollen einige Faktoren in den Blick genommen werden, welche diese Nutzung des öffentlichen und halböffentlichen Raums so erfolgreich gemacht haben könnten und was in dieser Nutzung für den Diskurs über die Stadt sichtbar wird. Dem Beitrag zu Grunde liegt dabei die These, dass dieser Umgang mit dem öffentlichen Raum Aufschluss über das Verständnis von Stadt derer gibt, die diese Art der Nutzung begrüßen, diese pflegen und fördern und sie trotz der Verletzung von Regeln, die in anderen Zusammenhängen geahndet würden, zumindest billigen. Fussball wird auch in diesem Zusammenhang verstanden als „ein Mikroskop der komplexen Verflechtungen des Sozialen.“¹ Eine eindimensional auf die scheinbar schiere Ökonomisierung des städtischen Raums zielende Bewertung des Phänomens „Public Viewing“, das sich aus spontanen, subkulturellen Formen der Aneignung städtischen Raums entwickelte, verweigert sich dem Potenzial, gerade der vermeintlich vulgären Raumnutzung Fragen zu entlocken, die für Forscher und Planer interessant sein könnten, etwa die, welche Be-

1 G. Klein/M. Meuser, Fußball, Politik, Vergemeinschaftung. Zur Einführung, in: *diess.* (Hrsg.), *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*, Bielefeld 2008, S. 7.

dürfnisse bedient werden, die dem Public Viewing seinen Erfolg beschere. Wer diese Bedürfnisse für fragwürdig hält, sei an Adorno erinnert: „Die lebendigen Menschen, noch die zurückgebliebensten und konventionell befangensten haben ein Recht auf Erfüllung ihrer seien’s auch falschen Bedürfnisse.“²

2. PUBLIC VIEWING³

Erstmals in großem Umfang wurde Public Viewing während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland praktiziert (vgl. Abb. 1). Offiziell organisiertes Public Viewing war primär eine Reaktion darauf, dass bei Weitem nicht alle Wünsche nach Stadiontickets erfüllt werden konnten; des Weiteren sollten Kartenbesitzer auch dazu verleitet werden, ihre Aufenthaltsdauer in den jeweiligen Spielorten zu verlängern und Spiele zu betrachten, für die sie keine Tickets besaßen.

Überlegungen des Stadtmarketings trafen sich dabei mit den Vermarktungsinteressen der FIFA, den Profilierungs- und Darstellungswünschen der Landes- und Bundespolitik und den (im Nachhinein sich als begründet erwiesenen) Hoffnungen der Polizei, dass mit einer solchen Kanalisierung der Besucher der Gefahr von Gewaltausbrüchen und Krawallen besser begegnet werden könne. Über 27 Millionen Menschen hatten sich bei der Fußball-WM 2006 in Deutschland beim Public Viewing versammelt und damit zugleich ein außerordentlich positives Image von Deutschland in der Welt vermittelt.⁴ Um das Public Viewing wurden Fanmeilen, Verkaufsstände und Sportplätze organisiert. Umfangreiche Unterhaltungsangebote, teilweise mit Live-Programmen, sorgten vor und nach den Spielen für Abwechslung, in Berlin sogar mit einem Riesenrad. Hier wurde auch die größte Fanmeile auf der Straße des 17. Juni eingerichtet: Vom 7. Juni bis am 9. Juli wurde sie von insgesamt 9,8 Mio. Menschen besucht; der Tagesrekord lag bei 1,6 Mio. Das abgegrenzte Areal wurde variiert und war zwischen 6,5 und etwa 8,5 Hektar groß.⁵ Seither wurde Public Viewing bei großen Turnieren sowohl in Deutschland als auch in anderen Ländern regelmäßig angeboten.⁶

2 T. W. Adorno, Funktionalismus heute, in: S. Hauser/C. Kamleithner/R. Meyer (Hrsg.), Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften, Bd. 1, Bielefeld 2010, S. 58.

3 Der Begriff des „Public Viewing“ gilt in diesem Beitrag in der gesamten Bandbreite seiner fußballbezogenen Verwendung: sowohl für die neueren organisierten und aufwändigen Großereignisse als auch für die zuvor bereits jahrzehntelange „namenlose“ Praktik des gemeinsamen Betrachtens von Fußballspielen in Gaststätten; vgl. hierzu das „Aktuelle Lexikon“ der Süddeutschen Zeitung, online: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/2241/> (07.01.2012).

4 H. Schulke, Fan und Flaneur: Public Viewing bei der FIFA-Weltmeisterschaft 2006 (2006), online: www.hjschulke.de/documents/public_viewing_muenster.pdf (30.12.2011).

5 H. Fritz, Temporäre Raum-Zeit-Zonen. Die Berliner Fanmeile 2006 auf der Straße des 17. Juni (Graue Reihe des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin, Heft 22) Berlin 2009.

6 A. Hagemann, Zürich Fan City 2008: Der inszenierte Ausnahmezustand, in: *dérive* 32 (2008), S. 14.



Abb. 1: Professionell organisiertes und vermarktetes Public Viewing in Stuttgart zur Weltmeisterschaft 2006; Nachweis: *Steffen Kowalski / pixelio.de*.

Doch auch die Initiativen anderer Veranstalter für organisierte Formen des gemeinsamen Fußballschauens im öffentlichen und halböffentlichen Raum sollen hier nicht außer Acht gelassen werden; zum einen, weil hier – in den Vereinen, Gaststätten oder Privatinitiativen – eine der Wurzeln des Public Viewing liegt, und zum andern, weil sonst die Möglichkeit, Erkenntnisse über die Stadt und das Verständnis von ihr zu gewinnen, eingeschränkt werden würde.

Was durch dieses umfassende Verständnis von Public Viewing ausgeschlossen wird, ist die Kritik an dessen ausschließlich kommerziellen Formen. Zu dieser Kritik gehört etwa der Vorwurf, Städte ließen sich von privaten Organisationen die Bedingungen zur Einrichtung von Fanmeilen und Fanzonen diktieren – etwa die Ausweitung der überwachten Areale der Stadt, obwohl direkte und mittelfristige ökonomische Effekte bezweifelt würden.⁷ Ein anderer Vorwurf gilt der Instrumentalisierung des Sports: „Grundmotive der Gesellschaft wie Wettbewerb, Athletismus und Leistung werden

⁷ Ebda., S. 17.

mittels Sport besonders erfolgreich transportiert und verbinden sich blendend mit der Kommerzialisierung, ebenso mit der Prestige- und Ordnungspolitik des Staates. Politische Kritik ist a priori zum Scheitern verurteilt, weil das Massenpublikum durch Inszenierung euphorisiert wird.“⁸ In seiner umfassenderen Form aber ist Public Viewing zunächst eine Form, Fußballspiele überhaupt oder überhaupt gemeinschaftlich sehen zu können. Die begrenzten Plätze im Stadion, die hohen Preise für Tickets, die Unmöglichkeit, Reisen zu Auswärtsspielen antreten zu können, und die Zugangsbeschränkung durch das Bezahlfernsehen stellen dem beträchtliche Hindernisse entgegen. Public Viewing enthält also genauso gut ein Momentum des Widerstands gegen Ökonomisierung; zudem wird durch regelmäßige Nutzung die Aufmerksamkeit für den öffentlichen Raum gesteigert.

3. EINBETTUNGEN

Public Viewing ist eine Erfolgsgeschichte, weil es in langfristige Entwicklungen oder deren Spielarten eingebettet ist. Zum Ersten ist Public Viewing in seiner organisierten Form Teil der Festivalisierung der Stadtpolitik. Dazu gehört der Konkurrenzkampf der Städte, der sie zwingt, sich als Marke zu positionieren.

„Mit der Eventisierung der Stadt, das heißt mit der Instrumentalisierung von Großevents für die Stadtentwicklung wird die Stadt also zu einem mentalen Konstrukt, das lokale Identität stiften soll, wie auch zu einem Logo oder Medienimage, um die Qualitäten der Stadt formelhaft oder emotional aufgeladen nach außen zu kommunizieren.“⁹ Zum Zweiten ist Public Viewing nicht zu denken ohne die zunehmende Freizeit- und Erlebnisorientierung der Bevölkerung in Deutschland.¹⁰ Zum Dritten ist die Entwicklung des modernen Sports ohne ein Publikum nicht denkbar.¹¹ Mehr noch: „Der moderne Sport entsteht, indem er sich die Potenziale der Begrenzung durch Überschreitung der Grenzen zunutze macht.“¹² Mit den Begrenzungen sind gemeint: die Dauer des Spiels, Begrenzung der Teilnehmer am Spiel, Begrenzung der Zuschauerzahl, die örtliche Fixierung. Deren Überschreitung durch Berichterstattungen, Jahrbücher, Wiederholungen etc. steigert die Erwartung des Publikums an jedes neue Ereignis, das als potenziell herausragend und Teil einer geschichtlichen Erzählung des Sports bedeutend zu werden

8 M. Russo, Fußball als Ernstfall, in: *dérive* 32 (2008), S. 5.

9 A. Hagemann (s. A 6), S. 20, vgl. insbesondere auch H. Häußermann/W. Siebel (Hrsg.), Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte, *Leviathan Sonderheft* 13 (1993).

10 Vgl. H. Müller/S. Müller, Künstliche Erlebniswelten – die Kräfte hinter dem Trend; in: *diess.* (Hrsg.), *Kunstwelten: Künstliche Erlebniswelten und Planung*, Dortmund 1998, S. 10 ff.; vgl. insbesondere auch G. Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft*, 2. Aufl. Frankfurt a.M. 2005.

11 T. Werron, *Der Weltsport und sein Publikum. Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports*, Weilerswist 2010, S. 10.

12 Ebda., S. 13.

verspricht. In diesem Sinne fungiert das „Publikum als öffentliches Gedächtnis.“¹³ Zum Vierten ist die Popularität des Public Viewing nur deswegen möglich, weil ihm eine steigende gesellschaftliche Anerkennung des Fußballs vorausging. Fußballstadien sind bei wichtigen Spielen inzwischen als Ort der Repräsentanz von symbolischer Bedeutung; die erwartete Anwesenheit von hochrangigen Politikern bei wichtigen Spielen unterstreicht dies. Diese Veränderung zeigt sich auch in der kulturellen Aneignung: Fußball ist seit 1974 angekommen im „Feld der Kultur, die [...] sich den unteren sozialen Schichten und Thematiken des Alltagslebens öffnen sollte.“¹⁴ Der Besuch von Fußballspielen und die kenntnisreiche Analyse von Spielen ist inzwischen mit den Erwartungen innerhalb von Bildungskreisen ebenso kompatibel wie das Public Viewing – die Distinktion findet nun innerhalb dessen verschiedenen Spielarten statt.

4. FÜNF THESEN ZUR DEUTUNG DES ERFOLGS VON PUBLIC VIEWING

(1) *Dank Public Viewing werden Feste gefeiert, die Gemeinschaft schaffen.*

Obwohl es so viele davon gebe, hätten Feste „für immer weniger Menschen eine kollektive Bedeutung“, so der Architekturtheoretiker Stephan Trüby.¹⁵ Wegen des Erfolgs der Feste, die dank Public Viewing gefeiert werden können, sollte Trübys Einschätzung zumindest skeptisch bewertet werden. Zum Fest gehört, dass es eine Sonderstellung innerhalb des Alltags einnimmt. Auch die emotionale Erregung, auf der die Faszination des Public Viewing mitbasiert, kann nicht beliebig vermehrt werden.¹⁶ Die Ereignisse um die Fußballspiele in den Städten sind auch insofern Feste, als es sich dabei um Inszenierungen handelt: „Inszenierungen sind absichtsvoll eingeleitete oder aufgeführte sinnliche Prozesse, die vor einem Publikum dargeboten werden, und zwar so, dass sich eine auffällige spatiole und temporale Anordnung von Elementen ergibt, die auch ganz anders hätte ausfallen können.“¹⁷ Der Sinn solcher Inszenierungen besteht nach Seel darin, Gegenwart auffällig zu machen. Seel verweist darauf, dass die Darstellung von Gegenwart nicht mit deren Darbietung verwechselt werden darf; gerade Sportereignissen fehle der Gehalt, Gegenwart bemerkbar zu machen. Das mag richtig sein, solange man allein das eigentliche Spiel untersucht. Aber weder in den Stadien noch beim Public Viewing wird nur das

13 Ebd. S. 14.

14 G. Gebauer, *Poetik des Fußballs*, Frankfurt a.M. 2006, S. 121.

15 S. Trüby, *Das Feste und das Fest*, in: *archithese* 6 (2011), S. 33.

16 „Während immer mehr Bereiche des täglichen Lebens in Form von Geographien der Faszination inszeniert und kommerzialisiert werden, [...] überrascht es doch, dass gerade der Erfolgsfaktor Faszination immer auf ein *Herausstechen* [Hervorhebung i.O.] und ein Bedürfnis nach Abstand zum Alltag angewiesen bleibt“; vgl. H. Schmid, *Geographien der Faszination. Erlebnisorientierung und Kommerzialisierung der urbanen Alltagswelt*, in: *dérive*, 45 (2011), S. 12.

17 M. Seel, *Inszenieren als Erscheinenlassen*, in: S. Hauser / C. Kamleithner / C. u. R. Meyer (s. A 2), S. 352.

Spiel, sondern vor allem die gemeinsame Betrachtung des Spiels inszeniert: Das Publikum inszeniert sich vor sich selbst und vor anderen. Inszenierungen bedienen sich dabei des Mediums des Erscheinens. Es ist dies nach Seel nicht das Erscheinenlassen von etwas anderem im Sinne der Darstellung, sondern das des Erscheinens seiner selbst.¹⁸ Im Public Viewing bringt sich demnach eine Gruppe von Menschen als Gruppe voreinander und vor anderen zur Erscheinung. Sie macht sich sichtbar als eine Gruppe, als die sie weder von sich selbst noch von anderen wahrgenommen werden würde, weswegen dem Zeichen für diese Gemeinsamkeit eine große Rolle zukommt. Diese Inszenierungen sind darin Teil eines medialen Prozesses, der für die Stadt konstituierend ist und in dem die Stadt selbst Medium wird. Im Public Viewing ist die Verschränkung mit medialer Vermittlung zudem bereits im Ereignis selbst angelegt. Dabei wird ein komplexer Prozess in Gang gesetzt, in dem nicht nur die Verwandlung von Wirklichkeit in Bilder stattfindet, sondern auch die Verwandlung von Bildern in Wirklichkeit: Im Public Viewing entsteht durch das Bild eine dem Stadion ähnliche Wirklichkeit. Der medial vermittelte Erfolg des Public Viewing wiederum animiert dazu, daran teilzunehmen oder Public Viewing anzubieten.

Die Suche nach gemeinschaftsstiftenden und selbstversichernden Erlebnissen findet in der gemeinsamen Betrachtung eines Fußballspiels einen geeigneten Gegenstand. Er ermöglicht es, auf Zeit und unbelastet von chauvinistischem Verdacht sich zu einer Nation zu bekennen, und er ist populär genug, um quer zu sonst üblichen gesellschaftlichen Trennungen zu wirken. „Der soziale Raum wird antagonistisch durchdrungen von Netzwerken und Beziehungen, die ständig im Begriff sind, sich auszudifferenzieren. Im Widerspruch zu diesen Entwicklungen streben die Akteure im Raum jedoch nach einer Homogenität, die es erlaubt, [...] reduktive, also vereinfachende Repräsentationen anzubieten.“¹⁹

Die der im Stadion ähnlichen, aber weniger intensiven Konzentration auf den Fußball erleichtert beim Public Viewing die Teilnahme auch derer, die für Fußball sonst weniger begeistert sind – hier werden Menschen zum Fußballfan auf Zeit.²⁰ Und schließlich ermöglicht der Fußball „Vergemeinschaftungsprozesse großer Menschenmengen in einer für das politische System in der Regel nicht gefährlichen Weise.“²¹ Wichtig ist dabei, dass dieser Vergemeinschaftungsprozess einen Ort konstruiert, damit sich Menschen wiedererkennen können.²² Das führt zur zweiten These.

18 Ebda., S. 357.

19 C. Dell, *Replay City. Improvisation als urbane Praxis*, Berlin 2011, S. 114.

20 J. Roose, Heulen ist erlaubt (im Interview mit F. Thum.); vgl. *Die Zeit*, 09.07.2010, online: www.zeit.de/sport/2010-07/fussball-fans-gefuehle (02.01.2012).

21 G. Klein / M. Meuser (s. A 1), S. 13 f.

22 R. Bittner, *Die Stadt als Event*, in: *dies.* (Hrsg.), *Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume*, Frankfurt a.M. 2001, S. 23.

(2) *Die Innenstadt ist für die gemeinschaftsstiftende Inszenierung im Public Viewing der am besten geeignete Ort.*

Es ist nachvollziehbar, dass die Innenstadt einige organisatorische Vorteile bietet – für den Anbieter wie für den Konsumenten. Hier lassen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch ohne Verabredung Gelegenheiten des Public Viewing in allen Varianten finden. Soll ein offiziell organisiertes Public Viewing-Event erfolgreich werden, sind „gute Verkehrsanbindung, zentrale Lage und gleichfalls ein positiv besetztes Image der Veranstaltungsfläche normalerweise Voraussetzung.“²³ Wenn die Vergemeinschaftung aber ein wichtiger Beweggrund für eine Teilnahme ist, dann ist die Innenstadt nicht nur aus pragmatischen Gründen der prädestinierte Ort, da sich hier das Bedürfnis nach Gemeinschaft mit den Sinn stiftenden Qualitäten der Innenstadt trifft. „Wie können sich Menschen wechselseitig aufeinander beziehen und verständigen, wenn sie in mehreren verschiedenen Erfahrungsräumen leben? Die Stadt scheint der kleinste gemeinsame Nenner zu sein, der Ort, an dem sich heterogene Lebensstile und Milieus noch begegnen können.“²⁴

Die Innenstadt repräsentiert die Gesamtstadt, sie übernimmt „die räumliche Codierung von Lebenszusammenhängen, die von räumlichen Bindungen und Verankerungen weitgehend abgelöst sind.“²⁵ Sie ist der Ort, an dem noch eine kollektive Identität für die Stadtgesellschaft konstruiert werden kann. Identität als eine solche kollektive Kategorie antwortet dabei auf die Frage, welches „soziale Band die Einzelnen zusammenhält, welche Gemeinschaft jenseits der individualisierten Aktivitäten, Begehren und Interessen die Einzelnen integriert.“²⁶ Jede Gesellschaft sei darauf angewiesen, „dass sie sich gegenüber dem faktischen Wandel der Einzelnen feststellt. Identitätsschaffung ist die Existenzweise des Gesellschaftlichen schlechthin.“²⁷ Im Sinne der Stärkung der Eigenlogik der Städte und deren Identitätspotenzial wird folgerichtig gefordert, dass der Sport nicht aus dem öffentlichen Raum der Stadt verbannt oder in die Randbezirke verdrängt werden soll,²⁸ zumal „das globale Produkt Fußball nur deshalb so erfolgreich [ist], weil es alltagskulturelle Muster und Identitäten aufnimmt und ausbildet, die weniger durch internationale Regelungen und Normierungen als vielmehr durch die jeweiligen Besonderheiten vor Ort gebunden sind.“²⁹ Konsequenter wäre es demnach, Stadien in den Innenstädten zu

23 H. Fritz (s. A 5), S. 136.

24 R. Bittner (s. A 22), S. 17.

25 B. Werlen, Körper, Raum und mediale Repräsentation, in: J. Döring/T. Thielmann (Hrsg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008, S. 387.

26 H. Delitz, Identität, Heimat, Architektur. Soziologische Überlegungen, in: BDA Jahrbuch 2008-2011, *Architektur und Identität*, BDA Niedersachsen, Hannover 2011, S. 84.

27 Ebda., S. 85.

28 Ebda.

29 F. Bockrath, Sport im öffentlichen Raum am Beispiel moderner Stadionarchitektur, in: M. Löw/G. Terizakis (Hrsg.), *Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung*, Frankfurt a.M. / New York 2011, S. 122.

errichten, was jedoch zumindest in europäischen Städten in aller Regel unmöglich ist, weil die Flächen dafür fehlen. Für Public Viewing-Events gilt dies freilich nicht, sie helfen dem Stadion zeitlich begrenzt zu einer Präsenz in der Stadt – einer Präsenz, die sich zudem noch auf mehrere Orte verteilen lässt.

(3) *Public Viewing ist ein popkulturelles Phänomen.*

Es wurde bereits erwähnt, dass die Akzeptanz des Fußballs soweit gestiegen ist, dass er auch als Thema kultureller Aneignung dient – und darin mitunter verklärt wird: „Im Fußball findet man etwas, was der Welt verloren gegangen ist [...] – eine Herrschaft, die sich nicht nur auf Macht, sondern auch auf Ästhetik gründet. Sie entsteht, wenn das Spiel mit dem rohen Fuß in einem glücklichen Augenblick mit Rhythmus und Grazie zusammentrifft. Eine solche Vereinigung ist ein unwahrscheinliches Ereignis.“³⁰ Der Eindruck, Fußball werde in die Sphäre der bürgerlichen Hochkultur integriert, entsteht dadurch, dass das kulturelle System als Ganzes sich so verändert hat, dass auch Fußball sein selbstverständlicher Teil werden kann. Diese Veränderung der Kultur wird meist mit dem Terminus des „Pop“ belegt; nicht der im engeren Sinne auf die Musik bezogene Terminus, angesprochen ist damit ein spezifischer Umgang mit gesellschaftlichen Systemen wie Wissenschaft, Kultur und Kommunikation, als ein durch Zeichen, Konsum und andere soziale Praktiken vollzogener Austausch über mögliche Weltzugänge (vgl. Abb. 2). Pop sei, so der Kunstwissenschaftler Beat Wyss 1997, zur Hochkultur geworden, zum kulturellen Ausdruck einer deregulierten Aufklärung. Pop sei das Versprechen auf Teilhabe am Konsum aller, die nach Glück streben.³¹ Pop setzt eine prinzipielle oder zumindest potenzielle Verfügbarkeit und Zugänglichkeit (und damit Vervielfältigbarkeit) voraus. Teilhabe, Zugänglichkeit, Verfügbarkeit – es ist offensichtlich, dass Pop im Kern ohne massenmediale Aufladung nicht zu denken ist.

Etablierte Grenzen von Disziplinen und deren immanente Selbstbeschreibungen spielen dabei eine untergeordnete Rolle: „Die metaphysische Trennung zwischen Idee und Stoff, zwischen Original und Kopie, Produktion und Reproduktion, Geschmack und Kommerz, Kultur und Industrie, ist in der Gegenwart zusammengebrochen. [...] Dominiert wird die heutige urbane Szene von der Populärkultur, ihrem Geschmack, ihren Praktiken, ihrer Ästhetik.“³² Man könnte sogar sagen, dass die Grenzüberschreitung essentiell zum Pop gehöre, dass es sein Wesen sei, in fremden Revieren zu wildern. Gesänge mittelalterlicher Mönche werden genauso popularisiert wie religiöse Symbole. Fangesänge oder Sportkleidung dringen in Bereiche ein, in denen sie lange tabu waren. Die Grenzen werden geschliffen: die zwischen Hoch- und Massenkultur, zwischen Kunst- und Warenästhetik, zwischen Virtualität und Realität. Pop folgt dem und erzeugt das

30 G. Gebauer (s. A 14), S. 8.

31 B. Wyss, *Die Welt als T-Shirt*. Zur Ästhetik und Geschichte der Medien, Köln 1997, S. 122.

32 I. Chambers, *Populärkultur in der postmodernen Metropole*, in: R. Bittner (s. A 22), S. 295.

Bedürfnis nach Emotionen und intensivem Erleben – und erschöpft sich darin doch nicht. In diesem Sinne ist auch die Kritik an der Kommerzialisierung nur eine einseitige Betrachtung: „Nicht die Ökonomie dringt in die Kultur ein, sondern es ist die Ökonomie, die kulturell aufgeladen wird.“³³ Kulturell freilich im Sinne des Pop – und so müssen Fußballfans, denen „Frankenstadion“ mehr sagt als „easyCredit-Stadion“, mit dem veränderten Umgang dessen leben, worauf sich ihre Leidenschaft richtet. Beim Public Viewing fällt das mitunter besonders schwer.

(4) *Public Viewing schafft der Zeit adäquate Raumkonstellationen.*

Als festliche Inszenierung und popkulturelles Phänomen reagiert Public Viewing auf die Rahmenbedingungen der Produktion von Architektur und Stadt. Seine verschiedenen Formen sind besondere Arten der Raumproduktion. Auf die Anthropologie des Theaters verweist Manfred Russo: „Durch die Aufgabe und Überblendung eines historischen Stadtraums erfolgt die Schaffung eines permanenten Möglichkeitsraums.“³⁴ Für die Inszenierung von umfassenderen Events, wie sie einige Fanmeilen mit einem über die Dauer der Spiele hinausgehenden Programm darstellen, stellt Fritz eine Deutung der Vermittlung zwischen kurzfristiger und langfristiger Raumnutzung und Raumproduktion vor: „Die feste Welt wird flüchtiger. Dafür spricht, neben allgemein kürzer kalkulierten Bau- und Nutzungszeiten gerade gewerblicher Einrichtungen im Zuge der Prozessbeschleunigung und der Verkürzung von Rhythmen und Laufzeiten, die wachsende Bedeutung von, am Erlebnis ausgerichteter, Eventarchitektur und so genannter Einkaufswelten. Auf der anderen Seite verfestigt sich die flüchtige Welt, indem Festivals und Großereignisse für das Stadtmarketing und das Stadtselbstverständnis an Bedeutung gewinnen und dabei teilweise dauerhafte Formen finden. [...] Zusammen mit der wachsenden Nachfrage konsumorientierter Stadt-User, die ihre Ortsverbundenheit weniger aus der gebauten und mehr aus der erlebten Stadt beziehen, wächst die Bedeutung dieser neuen Zwischenwelt, in der die temporäre Raum-Zeit-Zone als *Mischung von Ereignis und Gebiet* zu verorten ist.“³⁵ Christopher Dell



Abb. 2: Souvenirstand in Frankfurt a.M. Fußball ist mit Public Viewing ein wichtiges Element in der popkulturellen Wahrnehmung der Stadt geworden; Foto: Chr. Holl.

33 M. Müller, Kultur der Stadt. Essays für eine Politik der Architektur, Bielefeld 2010, S. 100.

34 M. Russo (s. A 8), S. 8.

35 H. Fritz (s. A 5), S. 138 (Hervorhebung i.O.).

schließlich fordert generell dazu auf, „Raum nicht mehr als Behälter, als fixiertes Objekt zu denken, sondern als dynamische Konstellation, die performativ produziert wird“³⁶ – eine Sichtweise, die sich auch auf kleinere, spontane oder informelle Formen des Public Viewing anwenden lässt.

Gemeinsam ist all diesen Einschätzungen, dass sie die zeitlich begrenzte und mit entsprechenden Konsequenzen verbundene Raumproduktion nicht als unangemessene Notlösung bewerten, sondern als eine der Zeit, ihren Möglichkeiten und Bedingungen adäquate Form auffassen. Stets wird das Vorübergehende und Performative als deren essentieller Teil aufgefasst, die die Steigerung der Kontingenz und Intensivierung der unmittelbaren Erfahrung durch Verdichtung versprechen: „Die maximale Reduktion von Raum und Zeit ist die Leidenschaft der Bewohner des Urbanen; sie sind besessen davon, Entfernung abzuschaffen.“³⁷ Wenn man nicht mehr sicher sein kann, sich in Gebäuden und Lebensräumen auf Dauer einrichten zu können, wenn eine auf den Ort bezogene verlässliche Lebensplanung keine realistische Option mehr ist, muss Verlässlichkeit durch die Erhöhung von Optionen sichergestellt werden. Dem dienen die Netzwerke und eine permanente Bereitschaft der Neuorientierung, der Zwang zur Improvisation, in der „erlernte Regeln und Praxen in ein antizipatorisches Konzept“ überführt werden.³⁸ Im Mittelpunkt des durch Public Viewing produzierten Raums steht ein Spiel, das diese Lebenshaltung widerspiegelt und dramatisiert, das die permanente Bereitschaft voraussetzt, auf der Basis hohen Könnens und spezifischer Intelligenz in einem einzigen maßgeblichen Augenblick eine nie vorher dagewesene Situation nutzen und damit möglicherweise über Sieg und Niederlage entscheiden zu können: „Als Metathese gilt: Die Improvisation ist der grundsätzliche Lebensentwurf unserer Zeit. Improvisation ist Fußball, ist Architektur, ist gelebter Raum.“³⁹

(5) Im Public Viewing gelten besondere Spielregeln des Verhaltens im öffentlichen Raum.

Public Viewing schafft das Stadion an der Straßenecke. Die auf den Fußball fokussierte Gruppe bildet in der Konzentration auf das Spiel eine Gemeinschaft auf Zeit, in der Regeln außer Kraft gesetzt sind, die sonst im öffentlichen Raum gelten. „Fußballspiele sind ein besonderer Bereich in unserer Gesellschaft, in dem es völlig legitim und akzeptiert ist, ausgelassen zu sein oder zu weinen. In vielen anderen Lebensbereichen wird das nicht akzeptiert.“⁴⁰ Doch auch sonst lässt sich der öffentliche Raum in Alltag und Festtag unterscheiden. Für besondere Anlässe gelten in öffentlichen Räumen der Stadt spezifische Regeln. In der Trennung zwischen Sphären des Alltags und des Festes wird eine je eigene

36 C. Dell (s. A 19), S. 11; vgl. hierzu insbesondere auch das relationale Raumkonzept von Martina Löw, z.B. in: M. Löw, Raumsoziologie, Frankfurt a.M. 2001, S. 224 ff.

37 Ebda., S. 13.

38 Ebda., S. 157.

39 Ebda., S. 160.

40 J. Roose (s. A 20).

Grenze zwischen Privatem und Öffentlichem konstituiert. Während normalerweise in der Öffentlichkeit Regeln gelten, die die Privatheit in der Öffentlichkeit schützen (so etwa der Zwang, Handy-Gesprächen nicht zu folgen und ihren Inhalt nicht zur Kenntnis zu nehmen), so ist dieser Schutz der Privatsphäre im Public Viewing aufgehoben. In diesen Momenten schafft sich ein besonderes Bedürfnis nach Unmittelbarkeit Raum. Vergleichbar mit Sondersituation wie dem Karneval kann dies als eine Kompensationsleistung verstanden werden, als Ausgleich zur Disziplin, die von den Menschen sonst bei der Einhaltung der Regeln im Umgang miteinander auferlegt ist.

Je größer der Erfolg des angefeuerten Teams, desto weniger muss man sich für etwas schämen, das sonst unangenehme Konsequenzen haben könnte – vom Autokorso bis zur Umarmung fremder Menschen darf getan werden, was sonst streng sanktioniert würde. Die Wahrnehmung dieser Optionen unterliegt beim Public Viewing keinem Zwang, darin unterscheiden sie sich vom Karneval. Den verschiedenen Möglichkeiten, Public Viewing zu nutzen, entsprechen Abstufungen im Festverhalten im öffentlichen Raum, die weniger exzessiv sein können als der Karneval und weniger konzentriert, weniger hingebungsvoll, weniger fanatisch als im Stadion. Das Besuchen und Genießen von Public-Viewing-Festen ist nicht daran geknüpft, Fußballfan zu sein. All dies macht Public Viewing auch für Menschen interessant, die gewöhnlich nicht unter Stadionbesuchern zu finden sind. „Die ‚mobile Anarchie‘ auf dem Fan-Fest, das Weiterschlendern zu einem anderen Standort, führt zu einer Vermischung von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Interessen. Das entspannt das im Stadion oft martialische Geschehen, was insbesondere Frauen das Verweilen erleichtert.“⁴¹ Der nicht an strenge Verhaltensnormen gebundenen Offenheit, die trotzdem die Vergemeinschaftung ermöglicht, entspricht nach Schulke ein besonderer „kulturelle[r] Typus von Zuschauer“, ein „engagierter Sportsmann und kritisch-genießender Unterhaltungskonsument. [...] Er ist beim Public Viewing leidenschaftlicher Fan und weltbürgerlicher Flaneur in *Einem*.“⁴² Demnach wäre das Öffentliche nicht nur etwas, das politisch und ökonomisch interpretiert (und idealisiert bzw. kritisiert) werden kann, sondern gerade in seinen besonderen und außergewöhnlichen Nutzungszusammenhängen auch sozial eine Qualität darstellt, die auf keine andere Weise gewährleistet werden kann.

5. RESÜMEE

Die Inszenierung einer Gemeinschaft im Public Viewing baut auf grundsätzliche Determinanten städtischer Lebenswirklichkeit auf, entspricht ihnen, dramatisiert sie und reagiert auf sie. Sie schafft Gemeinschaften ohne hohe Verpflichtungen, intensiviert Erlebnisse und fokussiert mit dem Fußball auf einen Gegenstand, in dem Entsprechungen zu

41 H. Schulke (s. A 4).

42 Ebda., Hervorhebung i.O.

unserer Lebenswirklichkeit zu finden sind. Darin liegt der Erfolg des Public Viewing begründet, und da sich sein Gegenstand mit der Lebenswirklichkeit ständig verändert, wird vermutlich auch der Erfolg des Public Viewing anhalten. Allerdings darf Schulkes Einschätzung angezweifelt werden, dass in wenigen Jahren wegen dieses weiter steigenden Erfolgs Fußballspiele im Stadion nur noch vor 25.000 Menschen stattfinden werden;⁴³ dafür scheint das Distinktionspotenzial des Stadionbesuchs zu hoch. Die Bedeutung des Sports für die Stadt geht gleichwohl über das Stadion hinaus und fordert dazu auf, die Rolle und die Erwartungen an den öffentlichen Raum zu überprüfen und danach zu befragen, ob er schon zufriedenstellend den Bedürfnissen der Menschen Ausdruck verleiht, ohne ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ihn selbst aneignend zu gestalten.

Zur Freizeitgestaltung, die auf Erlebnisse aus ist, gehört der Wunsch, das Risiko der Enttäuschung zu minimieren. Schulze hat vier Strategien benannt, diesem Risiko zu begegnen: Wiederholung, Vereinfachung, Ausbildung von Gemeinsamkeiten, Autosuggestion.⁴⁴ Alle Strategien sind im Umgang mit Fußballspielen im Rahmen von Public Viewing-Events zu beobachten – ergänzt um ein weiteres: Die Hingabe an den Gegenstand der Leidenschaft wird relativiert. Darin sind viele Teilnehmer des Public Viewing dem Fußballfan fremd, der sich im Fest nach Zeiten sehnt, in denen sich nur noch die für Fußball interessieren werden, für die er keine Leidenschaft auf Zeit ist, und die seine Komplexität zu erkennen und zu bewerten imstande sind. Doch das urbane Feld bietet genügend Spielräume für unterschiedlich gestaltete Public Viewing-Formen, damit die Bedürfnisse aller erfüllt werden, die sich für Fußball interessieren, egal in welcher Intensität. Diese Offenheit gilt es zu erhalten, damit für alle Freunde des Public Viewing die tröstliche Gewissheit des Fußballfans gelten kann: „You'll never walk alone.“

43 H. Schulke, Watching Sport Events in Public, in: S. Frank/S. Steets (Hrsg.), Stadium Worlds. Football, Space and the Built Environment, London 2010, S. 70 f.

44 G. Schulze (s. A 10), S. 72.

STADTENTWICKLUNG IM ZEICHEN DER FUSSBALL-EUROPAMEISTERSCHAFT 2012: BERICHT AUS LWIW (UKRAINE)

1. VORBEMERKUNGEN

„No English“ sagt der Taxifahrer, hätte er in Vorbereitung auf die EURO 2012 gelernt. Der Hinweis, dass er vielleicht die zweite Person nach dem Grenz- oder Zollbeamten sei, die ein ankommender Tourist in der Ukraine trifft, und dass er damit eine wichtige Rolle spiele, macht ihn nachdenklich. Danach folgt eine Mischung aus Selbstherabstufung und Rechtfertigung. Die Taxis seien klein und schlecht, die Herstellermarke des Taxis kenne kein Ausländer. Es mündet ein in ein Schimpfen über steigende Kosten und nicht angepasste Taxipreise. Eigentlich erhofft man sich als Gast nur eine klare Preisübersicht und einen freundlichen Taxifahrer, aber beides ist eine Herausforderung.

Im Juni des Jahres 2012 werden die Ukraine und Polen Gastgeber für die Fußball-europameisterschaft EURO 2012 sein. Auf acht Spielstätten verteilt finden die Spiele unter dem Motto „Creating History together“ statt. Zum Motto und zu den Austragungsändern passt, dass Lwiw Gründungsort des wohl ersten polnischen Fußballclubs war – um 1903, zu einer Zeit, in der die Stadt mehrheitlich aus polnischer und jüdischer Bevölkerung bestand, aber Hauptstadt der Provinz Galizien war, die zum Königreich Österreich-Ungarn gehörte. In der Ukraine sind die Austragungsorte Lwiw, Kiew, Charkiw und Donezk. In Lwiw und Charkiw finden jeweils drei Spiele statt und in Kiew, der Hauptstadt der Ukraine, sowie in Donezk fünf Spiele. Die deutsche Nationalmannschaft wird zwei ihrer Vorrundenspiele in Lwiw spielen. Ein Loszufall, der die Stadt durchaus erfreut hat, denn langfristig sind es auch gerade deutsche Touristen, die man verstärkt in Lwiw begrüßen möchte.

Noch weiß niemand so recht, was eigentlich auf die Stadt zukommen und wie das Fußballfieber durch die Stadt ziehen wird. Ganz gewiss wird es eine großartige Erfahrung für die Stadt sein, auch einmal im Fokus westlicher Aufmerksamkeit zu stehen. Die Stadt ist im Sommer ohnehin immer gut besucht. Wie sich die Urbanität mit dem Großereignis verknüpfen wird, wie Bewohner, Touristen und Fußballfans sich die Stadt während der Turniertage teilen und wie sie sich untereinander arrangieren, ist Gegenstand gespannter Erwartung. Das Public Viewing wird unmittelbar vor der Oper stattfinden. Der Freiheitsprospekt (Prospekt Swoboda), die stets gut besuchte Flaniermeile, wird insgesamt zum Fanbereich werden; die älteren Männer, die sich dort sonst in Gruppen um Park-

bänke scharen und einem Schachspiel folgen, werden für diese Zeit woanders hingehen müssen. Erwartet wird aber auch, dass die mittelalterliche Innenstadt sich insgesamt in einen einzigen Fanbereich verwandeln wird.

Nach einem sehr kurzen Streifzug durch die wechselhafte Geschichte der Stadt wird in diesem Beitrag dargelegt, welche Schwerpunkte die Stadtpolitik und Planung in der Wahrnehmung ihrer Rolle als einer der Gastgeber der EURO 2012 gesetzt hat. Zentral ist die Modernisierung der technischen Infrastruktur, vom neuen Stadion bis zum Umbau des öffentlichen Nahverkehrs; große Anstrengungen richten sich darauf, die Gelegenheit zu nutzen, Lwiw als einen attraktiven Wirtschaftsstandort, vor allem aber als sehr attraktives Ziel des Großstadttourismus bekannt zu machen und schließlich, eng mit letzterem zusammenhängend, geht es darum, bei der Erhaltung des einmaligen baukulturellen Erbes in der Altstadt von Lwiw einen großen Schritt nach vorn zu machen.

Seit 1998 gehört die Innenstadt von Lwiw zum UNESCO-Weltkulturerbe,¹ denn sie gilt als ein außerordentlich gut erhaltenes Zeugnis für die Fusion kultureller, architektonischer und künstlerischer Traditionen Osteuropas, Italiens und Deutschlands. Im Laufe ihrer Geschichte hat die Stadt zahlreiche ethnische Gruppen mit unterschiedlichen kulturellen und religiösen Wurzeln angezogen, die sich innerhalb der Stadt separat und doch in voneinander abhängigen Gemeinden entwickelt haben und die noch heute in der Stadtlandschaft ablesbar sind. Es gibt rund 2.000 Denkmäler in der Stadt; sie stammen aus der Zeit des Barock, der Renaissance, des Klassizismus und aus der Epoche des Jugendstils. Viele weitere Gebäude wären es wert, als Denkmal deklariert zu werden, das betrifft vor allem Gebäude aus den 1920er und 1930er Jahren. Dieser umfassende Bestand an wertvoller Bausubstanz aus den letzten 500 Jahren prägt die Stadt, die aber in einem sehr schlechten Zustand und in hohem Maße gefährdet ist. Die Bewahrung des baukulturellen Erbes durch Sanierung gehört zu den großen Herausforderungen der Stadtentwicklung.

2. STADTGESCHICHTE LWIW – EIN EXKURS

Begründet wurde die Stadt 1256 mit einer Burg, die der russische Fürst Danilo Romanovič für seinen Sohn Lew bauen ließ. Hieraus leitet sich der Name der Stadt ab (Lwow 1256-1340).² Ab 1340 war die Stadt über 400 Jahre polnisch (Lwów 1340-1772). Im Jahr 1356 erhielt es das Magdeburger Stadtrecht. Juden, Christen, Armenier und Deutsche siedelten sich an. Seit 1772 gehörte die Stadt zur Habsburger Monarchie Österreich-Ungarn (1772-1918 Lemberg). Zwischen 1880 und 1918 wuchs die Bevölkerung stark an und die Stadt erweiterte sich um große Wohnbezirke, welche bis heute prägend wirken. Zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 wurde die Stadt wieder polnisch und ab 1939 sowjetisch. Im Zweiten Weltkrieg fiel sie 1941 als so genannte „Hauptstadt des Distrikts Galiziens“ un-

1 UNESCO World Heritage List Nr. 865.

2 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Lemberg> [Mai 2012].



Abb. 1: Stadtansicht von Lwiw;
Quelle: Lestat (Jan Mehlich); wikipedia.



Abb. 2: Altstadt von Lwiw;
Bildquelle: Iris Gleichmann.

ter deutsche Verwaltung. In dieser Zeit wurde die jüdische Bevölkerung von den Nationalsozialisten fast gänzlich ermordet und auch gegen die polnische Bevölkerung wurden schlimme Gräueltaten begangen. Von den insgesamt 42 Synagogen in der Stadt entgingen nur zwei der Zerstörung und blieben bis heute erhalten. Die sonstigen Gebäude, Straßen und Plätze Lwiws überstanden den Zweiten Weltkrieg dagegen nahezu unzerstört. Im Jahre 1944 kam die Stadt wieder unter sowjetische Herrschaft. Die Bevölkerung Lwiws, die sich vor dem Zweiten Weltkrieg vor allem aus Polen und einem Drittel Juden, sowie aus Armeniern und Ukrainern zusammensetzte, war umgebracht oder vertrieben worden. Die neuen Bewohner kamen nun aus dem Osten der Ukraine oder aus dem ländlichen Umland. Nach Ende des Krieges war die Bevölkerung zu 93% ausgetauscht. Die dann neuen Bewohner mit ihren ländlichen Wurzeln sahen sich unversehens in eine Großstadt mit traditionsreicher Vergangenheit und einer ausgeprägten Kultur europäischer Urbanität versetzt und aufgefordert, sich mit der Stadt eine Lebensweise anzueignen, die bis dahin nicht die ihrige gewesen war.

Seit diesem Bevölkerungsaustausch sind zwar etwa drei Generationen nachgewachsen, aber die Identität der Stadt und ihre Geschichte sind immer noch durch diesen historischen Bruch geprägt, der weiterhin ein aktuelles Thema bleibt: „Die Geschichte der Stadt Lwiw ist kompliziert und tragisch. Die einzige Heilung ist die Wahrheit“, sagt der Bürgermeister der Stadt.³ Inzwischen wächst eine neue Generation heran, die unbefangener mit der Geschichte der eigenen Stadt umgehen kann. Für diese Generation steht auch der jetzige Bürgermeister von Lwiw, der als erster in diesem Amt nach dem Zweiten Weltkrieg auch in der Stadt geboren ist. Vor sieben Jahren wurde er mit 38 Jahren zum Bürgermeister gewählt, inzwischen ist er ein weiteres Mal in seinem Amt bestätigt worden. Aber in einer postsowjetischen Gesellschaft, in der noch viele Strukturen und Ab-

3 Gespräch beim Bürgermeister Andrij Sadovyy, März 2012.

läufe aus der Sowjetzeit stammen und sich nur langsam den politischen eher demokratischen Verhältnissen in der Ukraine von heute anpassen, ist die Spannung zwischen dem postsowjetischen Staat und der kulturhistorisch mitteleuropäischen Prägung der Stadt täglich präsent.

3. EURO 2012 ALS IMPULSGEBER FÜR DIE STADTENTWICKLUNG

Die EURO 2012 wird von der Stadt Lwiw als große Chance für die zukünftige Stadtentwicklung verstanden. Wie viele andere Veranstaltungsorte großer internationaler Events erwartet die Stadt von der Planung und Durchführung des Turniers Entwicklungsimpulse in mehrfacher Hinsicht: Zum einen zielt sie auf Modernisierungen der technischen Infrastruktur, die ohne das Ereignis nicht oder nur sehr viel später durchgeführt werden könnten; zum zweiten hofft sie, sich als guter Gastgeber eines internationalen Publikums zeigen zu können. Lwiw will das Ereignis als einzigartige Möglichkeit des Stadtmarketings für die Profilierung der Stadt als Wirtschaftsstandort im Allgemeinen und als attraktives Ziel des Städtetourismus im Besonderen nutzen; und schließlich verbindet die Stadt mit der EURO 2012 auch die Hoffnung, dass die Erneuerung der einzigartigen historischen Weltkulturerbe-Altstadt einen großen Schritt vorankommt.

3.1. *Modernisierung der technischen Infrastruktur*

Die wichtigsten Infrastrukturbauten für die EURO 2012 waren das neue Fußballstadion, in dem zwei Vorrundenspiele ausgetragen werden, und der neue Flughafen, der nötig wurde, weil der alte Flughafen in keiner Weise den erwarteten Besucherströmen hätte gerecht werden können. Darüber hinaus wurde das übergeordnete Straßennetz sowie der öffentliche Personennahverkehr erweitert und erneuert.

3.1.1. *Das Stadion*

Das neue Stadion von Lwiw befindet sich am Rand der Stadt, verkehrsgünstig gelegen am Autobahnring und einer Ausfallstraße – im Gegensatz zu Kiew, wo das neue Stadion im innersten Zentrum der Stadt gebaut wurde. Das Stadion ist als Fußballarena mit 34.000 Plätzen ausgelegt und im Vergleich zu den anderen neuen EURO 2012-Stadien klein; für die Stadt Lwiw bedeutet das neue Stadion jedoch einen Sprung in eine neue Dimension.

Die Baukosten lagen bei 240 Mio. Euro, sehr viel höher als bei Stadionneubauten ähnlicher Größe. Die Gründe für die Mehrkosten liegen im Dunkeln. Das Fußballstadion wurde durch den Staat über ein eigens dafür gegründetes staatliches Unternehmen „Sportarenen der Ukraine“ finanziert. Die Stadt wäre lieber selbst Bauherr gewesen und hätte selbst auch die Finanzierung übernommen. Für die jährlichen Unterhaltskosten des Stadions rechnet man mit Ausgaben in Höhe von 2 Mio. Euro. Zukünftig wird der Fußballklub Karpaty Lwiw im neuen Stadion spielen, das damit aber bei weitem nicht ausgelastet sein wird. Ein Konzept für weitere sportliche Nutzungen oder sonstige Veranstal-

tungen für die Zeit nach der EURO 2012 liegt nach Angaben des Stadionmanagers, der seit August 2011 eingesetzt ist, noch nicht vor.⁴

Noch steht das große Stadion, wie ein Ufo gelandet, ein wenig abseits. In der Nähe befindet sich der große, bisher in dieser Form noch einzige Einkaufspark „King Cross“. Der Einkaufspark bedient die zwei großen Plattenbauwohngebiete in der Nähe, die in der Sowjetzeit gebaut wurden und in denen die meisten der 735.000 Einwohner von Lwiw wohnen. Zukünftig sollen auf der Erweiterungsfläche (25 ha), die wie das Stadion dem Staat gehört, weitere kommerzielle Nutzungen entstehen. Außerdem ist hier der Standort für ein neues Eisstadion vorgesehen, als Teil der avisierten Bewerbung um die Olympischen Winterspiele 2022.



Abb. 3: Das neue Stadion in Lwiw; Bildquelle: Iris Gleichmann.



Abb. 4: Empfangshalle des alten Flughafens von Lwiw; Bildquelle: Iris Gleichmann.

3.1.2. Der Flughafen

Der alte Flughafen von Lwiw stammte aus dem Jahre 1950 und zeigte den besonderen Charme der öffentlichen Bauten aus der stalinistischen Epoche. Ein umlaufender Fries im Empfangsgebäude zeigte – wie aus der Zeit gefallen – Szenen aus dem Bergbau und der Landwirtschaft zu Zeiten der sozialistischen Gesellschaft (vgl. Abb. 4). In dem einstigen Komplex, bestehend aus wenigen Räumen und einem späteren Anbau, konnten pro Stunde jeweils 200 Passagiere abgefertigt werden.

Durch den Ausbau des Provinzflughafens wird die Kapazität fast um das Zehnfache erhöht. Künftig sollen auf dem neuen Terminal 1.900 Passagiere in der Stunde abgefertigt werden. Die bisherige Fläche des Flughafengebäudes (1.780 qm) wird entsprechend um fast das Zwanzigfache auf 34.000 qm erweitert. An die Stelle des neoklassizistischen Baustils der frühen 1950er Jahre tritt internationale Glasarchitektur, wie sie weltweit und auch

4 Gespräch mit dem Lviv Stadion Manager Alexej am 08.11.2011.

in Osteuropa für neue Empfangshallen auf Flughäfen üblich sind. Für die Stadt Lwiw ist der neue Flughafen ein wesentlicher Baustein, vor allem um Besucher aus Westeuropa zu gewinnen. Mit direkten Flugverbindungen zwischen Lwiw und deutschen Flughäfen wird die Stadt für viele Deutsche erstmals einen Platz auf der Landkarte bekommen. Transatlantische Flüge sind allerdings auch nach dem Ausbau des Flughafens noch nicht möglich; hier setzt man auf eine Expansion im Zuge der geplanten Olympiabewerbung.

Über Facebook konnten Internetnutzer fünf Tage lang über Namensvorschläge für den Flughafen abstimmen. Die Mehrheit entschied sich für „Prinz Danilo von Galizien“ (Halych), nach dem Begründer der Stadt; an zweiter Stelle stand „Stefan Bandera“, eine stark umstrittene Figur der ukrainischen Nationalisten, und an dritter „Lviv Airport“.⁵ Ein demokratischer Ansatz, in dem sich gleichzeitig auch eine Suche nach Identität spiegelt.

3.1.3. *Der Stadtverkehr*

Die wichtigsten Verkehrsachsen zwischen Innenstadt, Flughafen und dem Stadion wurden mit erstaunlicher Schnelligkeit für den erwarteten sprunghaften Zuwachs des motorisierten Individualverkehrs während der EURO 2012 erneuert und ausgebaut. Dafür musste die Stadt erhebliche Darlehen aufnehmen, die in Zukunft das kommunale Budget belasten werden.

Auch der ÖPNV in Lwiw wurde umstrukturiert. Bisher versorgten neben den Straßenbahnen vor allem rund 500 Marschrutkas (Kleinbusse) die Stadt und verstopften vielfach die Straßen. Dieses System wurde zu Beginn dieses Jahres durch 120 Busse ersetzt, die die Stadt gebraucht gekauft hat. Diese Busse versorgen nun die radialen Routen, während die Kleinbusse zukünftig nur noch Querverbindungen und Tangentialen in der Stadt bedienen. Bis zur EURO 2012 muss sich das System noch einspielen. Mit der Erweiterung und Aufwertung der Straßentrassen wurden auch die Straßenbahnschienen erneuert. Allerdings fehlt es noch an einem modernen Verkehrskonzept, das dem ÖPNV und vor allem dem schienengebundenen Verkehr Vorrang einräumt. Außerdem ist es noch nicht gelungen, einen Tarifverbund einzurichten. Für jede Einzelfahrt muss ein Ticket erworben werden.

3.2. *Stadtmarketing*

Die Ukraine als Ganze sieht die EURO 2012 als eine große Chance, zumindest im europäischen Maßstab ihr Image nach außen zu verbessern und sich als Wirtschaftsstandort und als Urlaubsziel ins Gespräch zu bringen. Dabei tut sich das Land, das sich in der Phase der Nationenbildung und Identitätsentwicklung befindet, nicht leicht mit Ausländern und Fremden. Erst seit 2004 sind die Grenzen für die Einreise geöffnet worden, nachdem die Visa-Pflicht für EU-Bürger abgeschafft worden war. Umgekehrt existiert der

5 Vgl. http://uefaeuro2012.lviv.ua/en/news/all_news/news_airport/l-vivs-kij-aeroport-nazvali-na-chest-korolia-danila-halic-koho/11563/ [Mai 2012]

„Schengenvorhang“, so dass die Ukrainer ihrerseits immer noch besondere administrative Hürden überwinden müssen, um Auslandserfahrungen zu sammeln.

Die Stadt Lwiw erhofft sich mit der Austragung der EURO 2012 auch direkte wirtschaftliche Impulse und hat aus diesem Anlass ihr Citymarketing und Tourismuskonzept weiter entwickelt. Dabei ist sie wie die anderen ukrainischen Austragungsorte in der Vorbereitung der EURO 2012 von der deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit GmbH (GIZ), beraten worden.

3.2.1. Standortmarketing

Der Slogan der Stadt „Lviv – Open to the World“, den sie vor etwa sechs Jahren gefunden hat, unterstreicht ihr Interesse am internationalen Austausch und die Bereitschaft, sich als Standort für auswärtige Unternehmen anzubieten. Die Stadt sieht ihre Entwicklungsstärken in den Informationstechnologien, in den handelsbezogenen Dienstleistungen und selbstverständlich im Tourismus. Gleichwohl zeichnet sich ab, dass die wirtschaftlichen Impulse durch die EURO 2012 nicht so dynamisch ausfallen werden wie erwartet. Zwar arbeiten zahlreiche Programmierer in vielen Unternehmen der IT-Branche, die jedoch in der Mehrheit „Zulieferer“ für internationale, meist amerikanische Unternehmen sind. Auch fehlen dem Standortmarketing wichtige Instrumente, um Anreize für weitere Firmenansiedlungen zu geben. Die in der Stadt erwirtschaftete Gewerbesteuer verbleibt nicht dort, sondern wird wie fast alle anderen Steuern über die nationale Ebene eingezogen und über Zuweisungen anteilig an die Städte bzw. Regionen rückverteilt. Außerdem bestehen administrative Hürden: Genehmigungsverfahren gelten als langwierig, als bürokratisch verkrustet und ihr Ausgang als nicht kalkulierbar.

3.2.2. Tourismusförderung

Berechtigt sind die Hoffnungen, die die Stadt in die Zukunft des Fremdenverkehrs setzen kann. Seit einiger Zeit steigt die Zahl der Touristen in Lwiw kontinuierlich an. Im letzten Jahr waren es 1 Mio. Besucher. Bisher kommen 70% der Touristen aus der Ukraine und 30% aus dem Ausland, davon die meisten aus Polen. Die Stadt hat im Rahmen der EURO 2012 enorme Anstrengungen unternommen, um den internationalen Ansprüchen an Unterkunft, Reisekomfort und Servicequalität gerecht zu werden und Attraktionen des Landes und der Stadt angemessen zu präsentieren. So sind die Übernachtungskapazitäten durch Neubauten, Erweiterungen und Modernisierungen von Hotels enorm erweitert worden. Grund hierfür war nicht allein die EURO 2012, sondern auch das ehrgeizige Ziel, innerhalb der nächsten drei Jahre die Zahl der Touristen mindestens zu verdoppeln und dabei den Anteil der ausländischen Touristen zu erhöhen.

Als Vorbild für den zukünftigen Fremdenverkehr in der Stadt gilt das polnische Krakau. Um sich nicht allein auf das „Weltkulturerbe Historische Altstadt“ als den überragenden touristischen Attraktivitätsfaktor zu stützen, führt die Stadt seit einigen Jahren über das ganze Jahr verteilt Festivals und Konzerte durch, die sowohl die Bewohner

als auch Kurzzeittouristen ansprechen. Als wichtigste Veranstaltung gilt das „Alpha Jazz Festival“ Anfang Juni. Besonders populär ist auch der Weihnachtsmarkt „Weihnachten in Lwiw“, insbesondere in der östlichen Ukraine, wo diese typisch mitteleuropäische Tradition nicht bekannt ist. Die neuen Veranstaltungskalender haben sehr dazu beigetragen, die Popularität der Stadt innerhalb der Ukraine zu erhöhen. Nun will man die Zahl der Kurzurlauber weiter steigern und durch entsprechende Angebote hauptsächlich kulturell interessierte Zielgruppen erreichen – auch um zu vermeiden, dass sich die Stadt den zweifelhaften Ruf erwirbt, ideal für Wochenendaufenthalte als erweiterte „Saufgelage“ zu sein.

Durch die EURO 2012 erhofft man sich bei der Servicequalität und Kundenfreundlichkeit den großen Schub nach vorne. Wie in vielen anderen postsowjetischen Ländern gilt auch die Ukraine immer noch als „Service-Wüste“, d.h. bislang scheinen Beschäftigte in den Läden, an Museumskassen oder an Fahrkartenschaltern ihre Aufgabe immer noch als Plansoll zu verstehen, das sie nur mechanisch, oft mürrisch und ohne Charme erfüllen. Man darf optimistisch sein, dass sich eine neue Servicekultur herausbilden wird, in der sich die Schaffner und Verkäuferinnen gegenüber den Kunden so freundlich und herzlich geben wie sie in der Regel tatsächlich sind.

Die Steigerung der Attraktivität der Innenstadt durch Veranstaltungen und Gastronomie im Freien ist nicht ohne Konflikte geblieben. Viele Innenstadtbewohner fühlen sich durch die immer weiter um sich greifende „Bespielung“ der öffentlichen Räume gestört, z.B. wenn Musik über Wochen von der Bühne auf dem Stadtplatz bis in die Nacht hinein erschallt. Eine weitere Quelle für Streit sind im Außenbereich die so genannten „Sommerterrassen“ der Cafés, welche Straßen und Bürgersteige zustellen, Passanten den Durchgang erschweren und das innerstädtische Wohnumfeld auch in den Abendstunden verlärmern. Dies gab Anlass zu zahlreichen Beschwerden. Die Stadtverwaltung hat versucht, den Auswüchsen durch eine neue Verordnung Herr zu werden; allerdings wurden die vorgesehenen Regelungen in der Debatte des Stadtparlaments dann deutlich entschärft, nicht zuletzt wohl, weil viele Stadtratsabgeordnete als Cafébesitzer persönliche wirtschaftliche Interessen berührt sahen und die Stadt sich in dieser Hinsicht in einem rasanten Tempo weiter entwickelt. Immer neue Cafés und Restaurants, Hotels und möblierte Kurzzeitwohnungen entstehen und führen möglicherweise bald dazu, dass sich in der Altstadt mehr Besucher als Bewohner aufhalten und darüber auch die Nahversorgungseinrichtungen verloren gehen. Schon heute leidet die Altstadt an ihrer hohen Attraktivität; wahrscheinlich aber wird sie in Zukunft noch mehr Touristen „verkräften“ müssen. In dem unmittelbar angrenzenden Stadtgebiet Pidzamche ist diese Entwicklung noch nicht soweit gediehen; schon jetzt ist dort aber eine Gentrifizierung absehbar. In Zukunft wird die Stadt bei der „Vermarktung“ der Altstadt auch die Wohnbedürfnisse der Bewohner im Blick halten müssen, um ihnen weiterhin ein „normales Leben“ in der Innenstadt gewährleisten zu können. Es wird nicht leicht sein, hier eine Balance zwischen den widerstreitenden Interessen zu finden.

Wie andere Städte bedient sich auch die Stadt Lwiw beim „Branding“ gängiger Rezepte und Bilder. Auf Messen, Prospekten und Plakaten setzt sie auf lokal erzeugte Schokolade, auf heimisch gebrautes Bier, auf gutes ukrainisches oder galizisches Essen und auf Kaffeehausatmosphäre; dies scheint unentbehrlich zu sein und wird auch nachgefragt. Tatsächlich aber ist die Stadt sehr viel individueller als eine Vermarktung nach diesem Modell sie je beschreiben könnte. Und so denken die Verantwortlichen der Stadt zu Recht im kleinen Kreis darüber nach, ob der ambivalente Slogan „Lviv as the most hidden secret in Europe“ ihre Stadt nicht besser beschreibt, mit allen Vor- und Nachteilen, die darin mitschwingen.

3.3. Altstadterneuerung

Das „Weltkulturerbe Historische Altstadt Lwiw“ ist zumindest in West- und Mitteleuropa in der Tat immer noch recht unbekannt. Was die Stadt so außergewöhnlich macht, ist die nahezu vollständig erhaltene Bausubstanz aus mehreren Jahrhunderten und dies in einer Fülle, Vielfalt und Individualität, die ihresgleichen sucht. Unzählige Gebäude sind noch mit wunderschönen, wertvollen Details, aber leicht marodem Charme erhalten. Und vieles in dieser Stadt wartet noch darauf, entdeckt zu werden.

Um dies an einem aktuellen Beispiel zu verdeutlichen: Erst seit kurzem ist die prächtige barocke Jesuitenkirche, die in den letzten Jahrzehnten als Bibliotheksarchiv diente, nach 60 Jahren wieder für die allgemeine Öffentlichkeit zugänglich. Genutzt wird sie wieder von der griechisch-katholischen Kirche, der in der Ukraine am meisten verbreiteten Glaubensrichtung. Für die Öffnung der Kirche wurden zunächst nur die Bücher und Regale ausgeräumt, die notwendige bauliche Sanierung musste vorläufig verschoben werden. Die Archivnutzung hatte sich als ein guter Schutz für den Erhalt des Gebäudes erwiesen. Zahlreiche Bilder, Grabplatten, acht Seitenaltäre sowie eine unglaubliche Fülle weiterer Einbauten blieben erhalten.

Die Jesuitenkirche ist nur eine von zahlreichen hochwertigen Baudenkmalern, deren Schätze über Jahrzehnte verborgen geblieben sind und die es wieder zu entdecken gibt. Auch in den Archiven der Museen liegen noch große und wertvolle Sammlungen, die auf ihre Aufarbeitung warten, um sie der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können.

So beeindruckend und einzigartig der vollständig erhaltene historische Baubestand aus fünf Jahrhunderten sich auch heute präsentiert, er ist in hohem Maß bedroht. Insbesondere die geschlossenen Wohnquartiere stehen in höchster Gefahr jetzt verloren zu gehen und mit ihnen auch die Einzigartigkeit der Stadt. Über Jahrzehnte ist kaum saniert worden. Gebäudeelemente, die 100 oder 200 Jahre überdauert haben, befinden sich jetzt kurz vor ihrer Auflösung, wenn nicht umgehend etwas geschieht. Jedes Jahr lösen sich nach dem Winter zusammen mit den Schneemassen Fassadenornamente, fallen auf die Bürgersteige und gefährden die Passanten. Auch die fantastisch vielgestaltigen Balkons haben vielfach das Ende ihrer Lebensdauer erreicht und werden manchmal, wie es scheint, nur noch durch die „Intelligenz“ des Materials gehalten. Häufig haben außerdem

nicht fachgerechte Sanierungsmaßnahmen historische Gebäude schon unwiederbringlich zerstört.

Es ist unstrittig, dass eine behutsame, umfassende und fachgerechte Erneuerung der Altstadt und ihrer zahllosen Baudenkmäler dringend nötig ist, um die Einzigartigkeit der Stadt zu erhalten und auf lange Sicht zu sichern. Allerdings steht dies vor erheblichen Problemen. Für eine denkmalgerechte Erneuerung der historischen Bausubstanz fehlt es an finanziellen Mitteln sowie an der handwerklichen und bautechnischen Expertise des städtischen Baugewerbes. Ein erhebliches Hindernis bilden überdies die schwierigen Eigentumsverhältnisse, da die Wohnungen in den 1990er Jahren jeweils einzeln privatisiert worden waren. Die Bewohner, die in den Wohnungen registriert waren, hatten die Möglichkeit die Wohnungen ohne Kosten auf sich überschreiben zu lassen. Über Nacht wurden Mieter zu Wohnungseigentümern, meist ohne finanzielle Möglichkeiten und immer ohne eine Eigentümergesellschaftsform, die gemeinsame Aufgaben wie Rücklagen und Unterhalt auch für das gesamte Haus definieren würde. Die Privatisierung der Wohnungen hat für die Bevölkerung die Wohnungsversorgung gesichert, für die zwar städtische Abgaben zu zahlen sind und Nebenkosten, aber keine Miete. Langfristig ist die Frage des Gebäudeunterhalts, der Instandsetzung von Leitungen und Anschlüssen eine unter den einzelnen Eigentümern kaum lösbare Aufgabe. Auf Grund dieser Eigentumsverhältnisse ist eine abgestimmte Sanierung von Wohnaltbauten selten; groß hingegen sind die Erwartungen an die Stadtverwaltung, Sanierungen durchzuführen.

Der dringend notwendige Erhalt der einzigartigen Gebäude in Lwiw ist langfristig ohne staatliche Förderung weder von den Eigentümern, noch von der Stadtverwaltung zu leisten. Im Vorfeld der EURO 2012 richteten sich erhebliche Hoffnungen auf „Kiew“, zumal mit der Anerkennung der Altstadt als UNESCO-Weltkulturerbe der ukrainische Staat auch die Verpflichtung eingegangen ist, das Erbe zu bewahren. Leider wurden kaum zusätzliche Mittel zur Verfügung gestellt, und damit war die Chance vertan, die EURO 2012 auch über diesen Weg für die Altstadtsanierung zu nutzen.

Um den Verfall zu stoppen und Lwiws Einzigartigkeit zu retten, wird die Stadt seit September 2009 durch das Projekt „Kommunalentwicklung und Altstadtsanierung in Lwiw“ im Rahmen der deutsch-ukrainischen Entwicklungszusammenarbeit unterstützt.⁶ Es wird vom „Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung“ (BMZ) finanziert und mit der „Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit“ (GIZ) umgesetzt. Ziel des über sechs Jahre konzipierten Projektes ist es, die Steuerung des Stadterneuerungsprozesses dauerhaft zu verbessern. Das Vorhaben konzentriert sich dabei auf drei inhaltliche Schwerpunkte: auf die Entwicklung von Instrumenten für die Stadterneuerung, auf Training und Weiterbildung von an Altbausanieung Beteiligten, also Handwerkern, Architekten und Ausbildern, sowie auf die Förderung der Be-

6 Vgl. www.urban-project.lviv.ua; www.urban-project.lviv.ua/de/gtz-projects/robota-z-gromadskistyuu/documenty-gtz [Mai 2012].

wusstseinsbildung, Öffentlichkeitsarbeit und Partizipation zur behutsamen Bewahrung der Stadt.

Für den Erhalt von Fenstern und Hauseingangstüren ist im Rahmen dieses Projektes ein partizipatives Sanierungsförderprogramm aufgelegt worden. In dem seit September 2010 laufenden Programm wurden bisher 40 historische Hauseingangstüren sowie ca. 130 historische Fenster durch geschulte Handwerksfirmen aufgearbeitet. Bekunden Bewohner ihr Sanierungsinteresse mit einem Antrag bei der Stadt, bekommen sie eine fachliche Expertise zu den notwendigen Tätigkeiten so-

wie eine Kostenschätzung. Erfahrungen der GIZ aus anderen Stadterneuerungsprojekten flossen in die Konzeption der Abläufe und notwendigen Vertragsvorlagen ein, so dass jetzt die Stadtverwaltung mit Bewohnern und Handwerksfirmen die Sanierungsverträge vereinbart. Bereits im Vorfeld werden ukrainische Handwerker in jeweils zweiwöchigen Kursen an konkreten Objekten handwerklich-technisch, aber auch unternehmerisch geschult. Die sanierten Objekte dienen sodann als Referenzprojekte, die weitere Eigentümer zur denkmalgerechten Sanierung ihrer Häuser anregen sollen. Dies ist umso wichtiger, als bisher eine Modernisierung durch Eigentümer und Mieter um sich greift, die sich aus dem Baumarkt bedient und oft nicht einmal grundlegenden bautechnischen, geschweige denkmalpflegerischen Anforderungen genügt.

Das Förderprogramm verfolgt das Ziel, über kleine konkrete Sanierungsmaßnahmen ein Modell zu entwickeln, in dem die Eigentümer der einzelnen Wohnetagen lernen, gemeinsam zu investieren. Die Sanierung der Hauseingangstür, für die sie ihr Geld zusammenlegen und sich auf einen Verantwortlichen verständigen, ist ein erster, aber wichtiger Anfang, um unter den schwierigen Bedingungen des Teileigentums das gesamte Gebäude zu erneuern. Gegenwärtig wird dieses Modell auf die Aufwertung von drei Hinterhöfen erweitert. Solche gemeinschaftlichen Investitionen (Bewohner, Stadt und GIZ) bilden, so die Hoffnung, einen Grundstein für weitere Finanzierungen in die Wohngebäude und führen letztendlich zu der Gründung von Wohnungseigentümergeinschaften.

Ein übergreifendes Ziel des Projektes ist es, das so dringend benötigte Gefühl der gemeinschaftlichen Verantwortung für die Zukunft der historischen Altstadt bei den Bürgern und bei den zuständigen lokalen Verwaltungen zu erzeugen und zu festigen. Hierzu sollen auch die im Rahmen des Projektes durchgeführten Verfahren der Bürgerbeteili-



Abb. 5: Marktplatz in Lwiw; Aufwertung des öffentlichen Raums; Bildquelle: Iris Gleichmann.

gung zu verschiedenen Themen der Stadtentwicklung beitragen. Bevorzugter Fokus sind Erneuerungen und Aufwertungen des öffentlichen Raumes (Höfe, Plätze, Parks) durch bauliche Maßnahmen oder durch Kulturveranstaltungen.

Hierbei, so die Erwartung, können Momente erzeugt werden, in denen sich die Bevölkerung stärker mit „ihrer“ Altstadt zu identifizieren beginnt und erlebt, dass das eigene Engagement eine Wirkung haben kann. In der Sowjetzeit wurde der städtische öffentliche Raum gemieden, das Leben spielte sich eher im Privaten ab. Jetzt ist er ein umworbenes Gut, das zunehmend privatisiert und kommerzialisiert wird. Immer mehr Menschen halten sich im Freien auf. Diese Entwicklung zur selbstbewussten Aneignung des öffentlichen Raumes wird mit der EURO 2012 und dem Public Viewing in der Altstadt vermutlich bisher so in Lwiw noch unbekannte Formen annehmen.

4. AUSBLICK

Die Hoffnung, im Hinblick auf die EURO 2012 die ganze Stadt sanieren zu können, war groß. Zwar haben sich nicht alle Erwartungen erfüllt, aber der Modernisierungsschub in Lwiw ist unübersehbar. Vieles ist erreicht worden; immerhin sind die Anforderungen der UEFA wohl alle erfüllt worden. Das Stadion und der Flughafen sind fertig, einige Hotels neu gebaut oder für höchste Ansprüche erneuert. Die temporären Unterkünfte sind ebenfalls bereitgestellt. Darüber hinaus denkt die Stadt weiter. Wenn die EURO 2012 erfolgreich verläuft, wird dies eine Bestätigung sein, dass sich die Region um Lwiw auf die Olympischen Winterspiele 2022 bewerben wird. Eine Entscheidung für den Austragungsort wird 2015 durch das „Internationale Olympische Komitee“ getroffen. Der ukrainische Präsident Janukowitsch hat die Bewerbung „Olympic Hope 2022“ das erste Mal im Herbst 2011 präsentiert.

Die Entwicklungen in den Wochen vor der EURO-Eröffnung verdeutlichen allerdings auch die wackelige und unsichere Position der Ukraine „zwischen den Welten schwebend“. Ihre Orientierung in eine europäische, eine post-sowjetische oder allein egoistisch-kommerzielle Richtung ist noch nicht endgültig bestimmt. Die Interessen der Oligarchen des Landes haben wohl entscheidenden Einfluss auf die Ausrichtung der Regierung.

Und ob Lwiw wieder eine zentrale Stadt wie einst in Galizien mit europäischer Prägung sein wird oder eine periphere Stadt zu Kiew, der Hauptstadt der Ukraine, deren Ausrichtung zur Zeit nicht eindeutig ist, bleibt abzuwarten. Immerhin träumt man in Lwiw selbst auch von einem Eintritt in die Europäische Union, wenn Bürgermeister Sadowyy sagt: „Die Hürde der UEFA war höher als die Ansprüche, die die EU stellt. Aus Sicht der Stadt Lwiw wäre auch eine Zugehörigkeit als Stadtstaat denkbar.“⁷

7 Gespräch mit dem Bürgermeister Sadowyy am 14.03.2012.

VOR ORT UND AUF DEM PLATZ: SOZIALE INTEGRATION DURCH FUSSBALL

1. EINLEITUNG

Dem Fußball scheint es, wie keiner anderen Sportart, zu gelingen, viele Kinder und Jugendliche zu integrieren. Als Vorbilder gelten Nationalspieler wie Jerome und Kevin-Prince Boateng, Hamit und Halil Altintop, Mesut Özil oder Pjotr Trochowski, obwohl sie ihre Kindheit unter schwierigen sozialen Bedingungen auf den Bolzplätzen am Panke-Kanal in Berlin-Wedding, an der Waldemarstraße in Kreuzberg, in Hamburg-Billstedt oder in Gelsenkirchen-Bulmke/Ueckendorf verbracht haben. Dort konnten sie herausragendes fußballerisches Talent entwickeln, bevor die Jugendleistungszentren der Vereine von Hertha BSC, FC Schalke 04 und dem Hamburger SV auf sie aufmerksam wurden und sie weiter förderten. Spätestens seit 2009, als mit einer multikulturell zusammengesetzten Mannschaft die U 21-Europameisterschaft errungen wurde, wird in der Politik und in den Medien vom Fußball als Integrationsmotor Nr. 1 gesprochen. Nur zwei „ur“-deutsche Spieler (Manuel Neuer und Benedikt Höwedes) standen beim ersten Spiel in der Anfangsformation. Zwei Jahre später bei der U 17-Weltmeisterschaft in Mexiko das gleiche Bild: Die erfolgreichen jungen deutschen Nationalspieler hießen Vlachodimos, Ayhan, Yalcin, Khedira, Aycicek, Can, Aydin und Yesil und besitzen türkische, tunesische und osteuropäische Wurzeln. Selbst in den Auswahlmannschaften des deutschen Frauenfußballs nimmt die Anzahl der Mädchen und Frauen mit Zuwanderungsgeschichten zu. Auf Renate Lingor, Celia Okoyino da Mbabi und Lira Bajramaj folgen nun Dzenifer Marozan und Hasret Kayikci.

2. INTEGRATION IM UND DURCH SPORT – EIN SELBSTLÄUFER?

Die Förderung von Integration gehört nicht zuletzt angesichts der demographischen Entwicklung zu den wichtigsten gesellschaftspolitischen Aufgaben. Der Anteil zugewanderter Kinder nimmt stetig zu; und in der Stadt Frankfurt am Main beispielsweise liegt der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund im Alter von 0 bis 3 Jahren schon bei 72 % (vgl. Tab. 1).

Diese Zahlen verdeutlichen, wie wichtig es ist, Versäumnisse in der Vergangenheit bei der Integration junger Menschen zu überwinden. Dabei hilft das Bewusstsein, dass Integration nicht „von allein“ stattfindet. Sie ist eine Gemeinschaftsaufgabe, bedeutet aber

Tab. 1:
Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund
im Alter 0-3 Jahren in ausgewählten
deutschen Großstädten; Quelle: *Arbeitsgruppe
Bildungsberichterstattung* (Hrsg.), *Bildung in
Deutschland 2010, Bielefeld 2010, S. 214.*

	2009	2006
Hamburg	48%	32%
Frankfurt a.M.	72%	44%
Köln	53%	31%
München	61%	39%
Ruhrgebiet	48%	23%

auch eine persönliche Anstrengung. Partizipation und Anerkennung gehen dabei Hand in Hand. Individuelle Entfaltung sollte ebenso wie kulturelle Zugehörigkeit und gesellschaftliche Identifikation gefördert werden. Die Erwartungen an den Sport als Motor für Integration sind seit Jahren ambitioniert. Dabei bleibt allgemein unscharf, was Integration im Sport bedeutet. Um dies zu klären, unterscheide ich Integration „in den Sport“ und „durch den Sport“:

- ▷ Integration *in den Sport* heißt, Menschen mit Migrationshintergrund zur Teilnahme am Sportgeschehen und Mitgliedschaft in einem Sportverein zu bewegen.
- ▷ Integration *durch den Sport* heißt, Integration auch über den Sport hinaus zu fördern und persönliche wie gesellschaftliche Entwicklungen anzustoßen.

Teilhabe zu fördern und damit die Möglichkeit für soziale und kulturelle Integration zu eröffnen, ist das Ziel von Integration in den Sport. Menschen mit Migrationshintergrund, die bisher noch nicht aktiv sind, sollen zur Teilhabe am organisierten Sport ermutigt werden. Die Chancen gerade für den Fußball stehen gut, denn Fußball ist nicht nur in Deutschland die Sportart Nr. 1. Die Einstiegshürden scheinen niedrig zu sein, denn vielen Migranten ist Fußball bereits aus den Herkunftsländern vertraut. Im Ruhrgebiet liegt der Organisationsgrad im Fußballverein heute bei den Jungen mit türkischen Wurzeln über dem der Jungen ohne Migrationshintergrund.¹ Auf vergleichsweise hohe Zahlen können nur noch die Kampfsportverbände verweisen. In den anderen Sportarten spielen und bewegen sich nur wenige Jungen mit einer Zuwanderungsgeschichte. Beim vereinsgebundenen Geräteturnen und Schwimmen sowie in der Leichtathletik fehlen migrantische Kinder und Jugendliche in vielen Sportvereinen nahezu gänzlich.²

Fußballspielen in einem Sportverein hat sich für viele Menschen zu einem wichtigen Sozialisationsort für die soziale Entfaltung und das Einüben sozialer Verantwortung und Interaktion entwickelt. Im Sport erfahrene Anerkennung wirkt sich positiv auf die individuelle Zufriedenheit aus und fördert die Identifikation mit der Gruppe bzw. dem Um-

1 W. Schmid (Hrsg.), *Zweiter Kinder- und Jugendsportbericht*, Schorndorf 2009, S. 57.

2 Ebd., S. 375 f.

feld. Soziale Kontakte und Freundschaften zwischen Spielern verschiedener sozialer und kultureller Herkunft entstehen und Unterschiede werden überbrückt.³

Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund hingegen sind in den Sport- und Fußballvereinen noch deutlich unterrepräsentiert. Während mehr als 50 % aller 11-jährigen Mädchen sich in Deutschland in einem Sportverein engagieren, sind hierbei weniger als 20 % der Mädchen mit Migrationshintergrund beteiligt.⁴ Traditionelle Geschlechterrollen, religiöse Körper- und Bekleidungs Vorschriften, Bildungsdefizite und geringe Unterstützung durch das Elternhaus werden zur Erklärung dieses geringen Organisationsgrades herangezogen. Die Überwindung kultureller Hürden und struktureller Hindernisse gelingt nicht immer. Interkulturelle Kompetenz der Trainings- und Übungsleitung wird häufig noch vermisst, um den auch innerfamiliären Spannungen und Identitätskonflikten, die durch die Sportbegeisterung vor allem der Mädchen entstehen, erfolgreich vorbeugen zu können.

3. DIE SOZIAL-INTEGRATIVEN INITIATIVEN DES SPORTS

Inzwischen gibt es zahlreiche Programme und Projekte von Bund, Ländern, Kommunen, Sportverbänden und Sportvereinen sowie weiteren Trägern mit dem Ziel, die Integration in den und durch den Sport zu fördern. Der folgende kursorische, nach Trägern geordnete Überblick vermittelt einen ersten Eindruck von der Vielfalt der Konzepte und Adressaten sowie der Reichweite der Programme.

3.1. Initiativen auf Bundesebene

Für die Förderung der Integration durch Sport sind im Geschäftsbereich der Bundesregierung das Bundesinnenministerium mit der nachgeordneten Behörde des „Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge“ (BAMF) sowie die „Beauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration“ zuständig. Das Bundesinnenministerium fördert im Bereich der Integrationsförderung durch Sport schwerpunktmäßig das Aktionsprogramm „Integration durch Sport“ mit dem „Deutschen Olympischen Sportbund“ (DOSB) als Träger und Zuwendungsempfänger, vereinzelt aber auch lokale bzw. regionale Maßnahmen. Bundesweite Aufmerksamkeit finden neben dem Aktionsprogramm „Integration durch Sport“ des DOSB vor allem die Projekte des Deutschen Fußball-Bundes.

a) Deutscher Olympischer Sportbund

Das vom Bundesministerium des Inneren unterstützte Aktionsprogramm „Integration durch Sport“ des Deutschen Olympischen Sportbundes hat sich aus dem in den 1990er

3 C. Kleindienst-Cachay, Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport, Hohengehren 2007, S. 38.

4 Ebda., S. 19 ff.

Jahren gestarteten Projekt „Sport für Aussiedler“ entwickelt. Das Programm sieht die Förderung von Stützpunktvereinen, Übungsleitern und Übungsleiterinnen, die Vermittlung interkultureller Kompetenz sowie den Einsatz von Sportmobilen vor. An dem Projekt nehmen in 470 Sportvereinen etwa 40.000 Personen teil, die zu zwei Drittel männlich sind und aus der ehemaligen Sowjetunion stammen. Knapp die Hälfte der Beteiligten besitzt einen Migrationshintergrund; insgesamt 17 % sind Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund.⁵ Fußball ist in diesem Projekt die am häufigsten betriebene und nachgefragte Sportart, wobei in den über 100 Fußballgruppen jedoch nur 8 % Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund spielen.⁶

b) Deutscher Fußball-Bund

Mit seinem 2007 beschlossenen Integrationskonzept fördert der Deutsche Fußball-Bund (DFB) schwerpunktmäßig im Rahmen seiner gesellschaftspolitischen Aktivitäten mehrere Projekte und Aktionen.

- ▷ *Integrationspreis*: Gemeinsam mit Mercedes Benz wird alljährlich für herausragende Integrationsprojekte in Schulen, Vereinen und Kommunen der in Deutschland hoch dotierte „Deutsche Sozialpreis“ vergeben.
In den vergangenen Jahren wurde der Preis den Kommunen Eschweiler, Dietzenbach und Delmenhorst, aber auch Straßen-Fußballprojekten wie „Bunt kickt gut“ (München) oder „Rheinflanke“ (Köln) verliehen.
- ▷ *Thematische Kurzschulungen und Übungsleiterausbildungen*: Der DFB bietet gezielt Kurzschulungen an, in denen interkulturelle Kompetenzen vermittelt werden. Des Weiteren ist ein entsprechendes mehrstündiges Modul in die Übungsleiter-C-Ausbildung integriert.
- ▷ *Handbücher*: Der DFB hat zur Thematik zwei grundlegende Publikationen herausgegeben. Zum einen handelt es sich um das wissenschaftliche Handbuch „Integration von A bis Z“, in dem 80 Fachbegriffe mit ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und den notwendigen Konsequenzen für den Fußball erläutert werden,⁷ zum anderen um das Praxishandbuch „Integration fängt bei mir an!“, in dem „best-practice-Beispiele“ der Vereine, Schulen und Kommunen vorgestellt werden.⁸
- ▷ *Bau von 1.000 Minispielfeldern*: Aus den Erlösen der Fußballweltmeisterschaft 2006 wollte der DFB insgesamt 1.000 Mini-Spielfelder finanzieren, die vor allem Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu Gute kommen und überwiegend in problembelasteten Quartieren errichtet werden sollten. Dieser Wunsch konnte nicht gänzlich umgesetzt werden, da Kommunen mit geringerer Finanzkraft die erforder-

5 J. Baur, Evaluation des Programms „Integration durch Sport“, Frankfurt 2009, S. 29.

6 Ebda., S. 359.

7 Vgl. http://www.dfb.de/fileadmin/user_upload/2011/05/DFB_Buch_Integration_A-Z.pdf [Mai 2012].

8 Vgl. *Deutscher Fußball-Bund* (Hrsg.), *Integration fängt bei mir an!* Praxishandbuch, Frankfurt 2011.



Abb. 1: Bausteine des Projektes „Soziale Integration von Mädchen durch Fußball“.

lichen Vorleistungen von 10.000 bis 20.000 Euro für die Spielfelder in den sozial benachteiligten Stadtgebieten nicht aufbringen konnten. Dennoch sind einige der 1.000 Felder in Schulen mit einem hohen Migrationsanteil gebaut worden.

- ▷ *Projekt „Soziale Integration von Mädchen durch Fußball“:* Es handelt sich um ein bundesweites Projekt zur Integration von zugewanderten Grund- und Sekundarschülerinnen in marginalisierten Stadtteilen, das ursprünglich auf Erfahrungen zurück geht, die seit 1999 im Oldenburger Stadtteil Ohmstede gewonnen wurden. In dem Projekt, das der Deutsche Fußball-Bund gemeinsam mit dem Verfasser entwickelt hat, werden seit 2006 in Zusammenarbeit von Schule und Verein die vier Bausteine „Mädchenfußball-AGs“, „Turniere in der Schule“, „Qualifizierung jugendlicher Mädchen zu Fußballassistentinnen“ und „Fußballcamps für Mädchen“ umgesetzt (vgl. Abb. 1).

Seitdem dieses Projekt im Nationalen Integrationsplan als „best-practice“-Beispiel gewürdigt und den Bundesländern und Kommunen zur flächendeckenden Implementierung empfohlen worden ist, wird es von elf Bundesländern und einigen Kommunen regional wie lokal umgesetzt. Und auch innerhalb der Landesverbände des Deutschen Fußball-Bundes wird dieses Projekt als wirksamstes integrationsförderndes Instrument des Verbandes eingeschätzt.⁹

Bundesweit sind heute rund 200 Schulen in 120 Stadtteilen an Projekten ähnlichen Zuschnitts beteiligt. Mehr als 3.000 Mädchen mit Migrationshintergrund spielen dabei jede

9 A. Sobotta, Nutzung und Bewertung der DFB-Kommunikationsmittel Integration, Frankfurt 2011.



Abb. 2: Integration durch Fußball –
Junge Migrantinnen am Ball (Foto: U. Gebken).



Abb. 3: »Kicking Girls« – Siegerehrung
in Oldenburg 2011; Foto: Domenghino.

Woche mit (vgl. Abb. 2). Der Anteil weiblicher Übungsleiter, auf den vor allem die Eltern muslimischer Mädchen Wert legen, beträgt bundesweit inzwischen über 80 %.

Die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit des Projekts „Soziale Integration von Mädchen durch Fußball“ beruht auf einer engen Verzahnung der Bausteine: Jugendliche Mädchen werden zu Fußballassistentinnen ausgebildet; sie können in dem Betätigungsfeld Schul-AG die Übungsleiter unterstützen, Turniere und Camps mitkoordinieren und im Laufe der Zeit selbstständig Gruppen bzw. Aufgaben übernehmen. Für die Grundschülerinnen sind die Turniere, bei denen sie sich mit Mannschaften anderer Schulen messen können, von großer Bedeutung (Abb. 3). Sie fiebern diesem „Event“ entgegen und beginnen für das Turnier regelmäßig zu trainieren. Zudem können sich auch die Vereine, auf deren Anlagen gespielt wird, über neue interessierte junge Fußballerinnen freuen. Seit Beginn des Jahres 2012 fördert die „Laureus Sport for Good Foundation“ auch die weitere bundesweite Umsetzung des Projektes, das inzwischen unter der Bezeichnung „Kicking Girls“ firmiert.¹⁰

3.2. Initiativen auf Länderebene

Auch einzelne Bundesländer haben regionale Programme und Aktivitäten zur Förderung der Integration durch Sport initiiert. Beispielhaft sei das ambitionierte Projekt „SPIN – sport interkulturell“ genannt, das von der „Stiftung Mercator“ in Kooperation mit dem „Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport“ des Landes Nordrhein-Westfalen sowie weiteren Institutionen in den Ruhrgebietsstädten Duisburg, Essen, Gelsenkirchen, Oberhausen und Recklinghausen getragen und umgesetzt wird. „SPIN – sport interkulturell“ möchte Integrationsprozesse in und durch den Sport fördern und modellhaft erproben und zugleich einen Beitrag zur Verbesserung der Bildungs- und Zu-

10 U. Gebken, Kicking Girls – Soziale Chancen durch Fußball, in: *Unsere Jugend* 63 (2011), S. 497-506.

kunftschancen insbesondere von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund leisten.

Integrationsbezogene Förderprogramme, die für Sport- bzw. Fußballangebote genutzt werden, gibt es in weiteren Bundesländern. So haben Vereine und Verbände in Niedersachsen im Rahmen der Förderrichtlinie „Integration im und durch Sport“ die Möglichkeit, finanzielle Unterstützung zu erhalten. Diese reichen zum Beispiel vom Anfangsschwimmen für Migrantinnen und Migranten bis zu Wochenend- bzw. Mitternachtssportangeboten.

3.3. Initiativen auf kommunaler Ebene

Auf lokaler Ebene sind es vor allem die kommunalen Institutionen und die Sportvereine, die in Wahrnehmung ihrer Aufgaben zur Integration durch Sport auf vielfältige Weise beitragen und sich wechselseitig dabei unterstützen. Neben dem traditionellen Vereinsbetrieb verfolgen in manchen Städten auch Initiativen des Netzwerks „Straßenfußball“ dieses Ziel mit ihren besonderen Konzepten.

Die Kommunen in Deutschland engagieren sich bei der Förderung der Integration durch den Bau und die Unterhaltung von Sportplätzen, Sporthallen und Bolzplätzen auf Spielplätzen sowie Schulhöfen. Darüber hinaus unterstützen sie die Jugendarbeit in den Sportvereinen durch die Bereitstellung von Zuschüssen für lizenzierte Übungsleiter, Fahrten zu Bundesmeisterschaften, Kinder- bzw. Jugendfreizeiten und internationale Begegnungen. Zudem bieten die Jugendfreizeitstätten offene Fußballgruppen für Jugendliche an, die in der Mehrzahl von Jungen mit Migrationshintergrund genutzt werden.

Die Förderung und Unterstützung des vereinsorganisierten Fußballsportes ist darüber hinaus schon als eine „heimliche Pflichtaufgabe“ der Kommunen zu bewerten. Die kommunale Unterstützung reicht von Bau und Pflege der Rasen- und Kunstrasenplätze und ihrer sanitären Anlagen bis zur Bereitstellung von Hallenzeiten in den Wintermonaten. Mehr als die Hälfte aller Jungen spielen im Alter von 10 bis 14 Jahren im Verein Fußball.¹¹

Ein wichtiger kommunaler Beitrag, um die soziale Integration von Jugendlichen durch Sport zu fördern, sind die Fußball-AGs zahlreicher Jugendfreizeitstätten, in denen viele Jungen mit Migrationshintergrund mitspielen. Allerdings gibt es hier Engpässe bei den Kapazitäten der zur Verfügung stehenden Sporthallen durch die Belegungsansprüche der Sportvereine. Jugendfreizeitstätten sprechen vor allem auch Jugendliche an, die den Verein noch nicht erreicht bzw. bereits wieder verlassen haben. Jedoch sind bisher nur wenige Sozialpädagogen oder Sozialarbeiter in ihrer Berufsausbildung mit der Vermittlung des Fußballspiels konfrontiert worden. Selbst im Bereich des Deutschen Fußball-Bundes bestehen spezielle Fortbildungsangebote bisher nur für Grundschullehrer und -lehrerinnen, jedoch noch keine für Fachkräfte aus dem Bereich der Sozialarbeit bzw. Jugendhilfe.

11 Vgl. W. Schmidt (s. A 1), S. 383.

Zu den kommunalen Aktivitäten zählen die inzwischen kaum noch überschaubaren Mitternachtssportangebote, die von zahlreichen zugewanderten Jugendlichen und jungen Erwachsenen zum gemeinsamen Fußballspielen genutzt werden (u.a. Mitternachtssport Berlin, Köln, Nürnberg, Nestwerk Hamburg, Idee Sport in Zürich, Hannover-Mühlenberg).¹² Die Mitternachtssportangebote erreichen vor allem Jungen und Männer mit nicht-deutscher Herkunft; in Hannover sind dies sogar mehr als 90 % – hauptsächlich Migranten mit türkischen und kurdischen Wurzeln.¹³ Mädchen und junge Frauen finden sich bei derartigen Angeboten nur wenige.

3.4. Beiträge der Sportvereine

In mehr als 26.000 Sportvereinen verzeichnen die Fußballabteilungen über 6,8 Mio. Mitglieder,¹⁴ die in rund 171.000 Mannschaften wöchentlich 80.000 Punktspiele absolvieren.¹⁵ Dabei haben 19 % der Vereinsmitglieder einen Migrationshintergrund.¹⁶ Die Anzahl der Migrantenvereine wird bundesweit auf 650 geschätzt.¹⁷ Laut Sportentwicklungsbericht gehören in Deutschland rund 1,3 Mio. Menschen mit Migrationshintergrund einem Fußballverein an,¹⁸ wodurch Anlässe für Interaktion (Kontakte zu Nachbarn, Freundschaften, Partnerschaften, Vereinsmitgliedschaften und ehrenamtliches Engagement) sowie Identifikation (aktive Teilnahme und Gestaltung des Zusammenlebens, Verbundenheit, Zugehörigkeitsgefühl) durch die Sportvereine gefördert werden. Vor allem der organisierte Kinder- und Jugendsport bietet Potentiale für Begegnung, Zusammenführung und Aktivierung der Menschen mit bi- oder multikulturellem Hintergrund. Dies zeigen auch die eindrucksvollen 750 Bewerbungen für den bereits erwähnten, vom Deutschen Fußball-Bund und Mercedes Benz ausgelobten Integrationspreis.

Chancen und Grenzen der Integration durch Fußball liegen dicht beieinander. So verlagern sich nicht selten gesellschaftliche Konflikte auch auf den Fußballplatz, wenn sich Teams unterschiedlicher ethnischer Herkunft begegnen. Der Wettstreit um sportliche Dominanz wird dann bisweilen als Kampf um soziale oder kulturelle Vorherrschaft gedeutet. Im Fokus stehen hierbei ethnische Vereine, deren Entwicklung kurz skizziert sei: Ethnische bzw. Migrantenvereine verstanden sich vor allem in den 1980er Jahren als eine Anlaufstelle für Neuankömmlinge und als Ort für die Pflege heimatlicher Bräuche. Sie

12 Vgl. <http://www.mitternachtssport.com/startseite/> sowie <http://www.midnight-fun.de/MF/?Module=Projekt> [Mai 2012].

13 G. Pilz, „Mitternachtssport: Beitrag zur Gewaltprävention?“, in: J. Koch/L. Rose/J. Schirp/J. Vieth (Hrsg.), *Bewegungs- und körperorientierte Ansätze in der Sozialen Arbeit*, Opladen 2003, S. 31-43.

14 Vgl. <http://www.dfb.de/index.php?id=11015> [28.02.2012].

15 Vgl. [http://www.dfb.de/index.php?id=500014&tx_dfbnews_pi1\[showUid\]=31287&tx_dfbnews_pi4\[cat\]=234](http://www.dfb.de/index.php?id=500014&tx_dfbnews_pi1[showUid]=31287&tx_dfbnews_pi4[cat]=234) [Mai 2012]

16 *Deutsche Sporthochschule Köln* (Hrsg.), *Sportentwicklungsbericht, Ausgewählte Analysen und Fakten zur Situation der deutschen Sportvereine*, Köln 2010.

17 S. Stahl, *Selbstorganisation von Migranten im Vereinssport*, Köln 2009, S. 56.

18 *Deutsche Sporthochschule Köln* (s. A 16).

wurden von der Aufnahmegesellschaft lange Zeit misstrauisch betrachtet und als bewusste Selbstisolation gedeutet. Sie boten einen kulturell vertrauten Schutzraum, in dem erste Kontakte ohne Anpassungsdruck geknüpft werden konnten. Neben fußballerischen Aktivitäten übernahmen diese Vereine eine sozialisierende Funktion für die jungen Männer wie die lokale Verortung in der fremden Stadt und die Teilhabe am Migrantenumfeld.¹⁹ Vereinsheime wurden dabei zu Treffpunkten migrantischer „Communities“, um heimatliche Rituale und Traditionen zu pflegen. Die steigende Anzahl von Neugründungen ethnischer Sportvereine im Laufe der 1980er und 1990er Jahre zeigte, dass die bisherigen Vereine schlecht auf die gesellschaftlichen Veränderungen durch Zuwanderung eingestellt waren. Sie knüpften nicht an die Lebenswelt der Menschen mit Migrationshintergrund an und boten nicht die nötige Offenheit. Viele Sportler und Sportlerinnen fühlten sich in „urdeutschen“ Vereinen nicht wohl. Nachdenklich macht in diesem Zusammenhang die Grundsatzserklärung „Sport mit ausländischen Mitbürgern“ des Deutschen Sportbundes von 1981, in dem die Gründung von „Ausländervereinen“ nur dort gebilligt wurde, „wo ein hoher Prozentsatz ausländischer Mitbürger einen deutschen Verein überfremdet.“²⁰

Die Gründung eines eigenen Vereins schien eine konfliktfreie Lösung zu sein, die der Realität jedoch nicht standhielt. Aufgrund der häufig ethnisch gefärbten Konflikte im unterklassigen Amateurfußball werden ethnische Vereine selten als gelungene Beispiele für Integration und migrantische Selbstorganisation gesehen. Wegen Regelverletzungen im organisierten Fußballsport beschäftigen die Migrantenvereine die Sportgerichtsbarkeit seit den 1980er Jahren. Die Fußball-Landesverbände und -kreise beklagen eine erhöhte Anzahl an gewaltförmigen Konflikten bei Fußballspielen zwischen deutschen und ethnischen Vereinen. Es ist also keine Selbstverständlichkeit, dass Spieler aller Alters- und Spielklassen und auch aller Nationalitäten und Kulturen gemeinsamen Spaß am Fußball anstreben und sich gegenseitig respektieren. G.A. Pilz stellt nach einer umfassenden Auswertung von knapp 4.000 Sport- und Schiedsgerichtsakten sowie Urteilen fest, dass fast zwei Drittel der Spielabbrüche von nicht-deutschen Spielern, meist türkischer oder kurdischer Herkunft, verursacht werden.²¹ Die tatalösenden konkreten Vorfälle sind bei Spielern nicht-deutscher Abstammung häufig Tätlichkeiten mit Verletzung, Schiedsrichterentscheidungen oder rassistische Beleidigungen. Ein Problem ist, dass vorausgehende Provokationen der Spieler – aber auch Betreuer, Trainer oder Zuschauer – bei den Sportgerichten kaum Beachtung finden und in der Regel nur die Vergehen derer bestraft werden, die sich haben provozieren lassen.

19 H.G. Soeffner/D. Zifonum, Integration und soziale Welten, in: S. Neckel/H.G. Soeffner (Hrsg.), Mitten drin im Abseits, Wiesbaden 2008, S. 144.

20 G.A. Pilz, Rote Karten statt Integration? Möglichkeiten, Chancen, Probleme am Beispiel des Fußballs, in: 34. Cappenberger Gespräche: Kulturelle Vielfalt in der Stadtgesellschaft, Köln 2007, S. 30 f.

21 Ebda., S. 84.

Auffällig und unter pädagogischen und integrativen Aspekten fragwürdig bleibt die Tatsache, dass die Strafen für Spieler nicht-deutscher Herkunft gerade im Jugendbereich deutlich härter ausfallen als bei Spielern deutscher Herkunft. Nach Einschätzung des Sportwissenschaftlers G.A. Pilz liegt hierfür die Ursache in erster Linie bei der Betreuung vor dem Sportgericht.²² Deutsche Spieler werden meist vom Trainer, Betreuer oder sogar Vereinsvorsitzenden begleitet; Spieler ausländischer Abstammung kommen in der Regel allein, haben Verständigungsschwierigkeiten, fühlen sich unter Umständen vom deutschen Sportrichter mit Vorurteilen konfrontiert und reagieren entsprechend wenig einsichtig.

Bessere Perspektiven bietet der Mädchenfußball in den ethnischen Vereinen. Türkiyemspor Berlin, SV Rhenania Hamborn, Vatanspor Bremen, der Türkische Sportverein Oldenburg, FC Medya Oldenburg oder der Berliner AK haben mit viel Zuspruch Mädchenfußballabteilungen aufgebaut, die den Eltern aus den migrantischen Communities hinsichtlich der Einhaltung religiöser und kultureller Regeln Sicherheit geben. Türkiyemspor Berlin, SV Rhenania Hamborn und die Türkische Jugend Dormagen sind jüngst mit überregionalen Integrationspreisen ausgezeichnet worden. Diese Vereine scheinen eher als die „ur“-deutschen Vereine in der Lage, den besonderen Anforderungen vieler muslimischer Eltern (separate Umkleidekabinen für Mädchen, Trainingszeiten vor der einsetzenden Dämmerung, Lösung der Anfahrt- und Heimfahrtprobleme, Rücksichtnahme auf religiöse Regeln) gerecht zu werden.

Als weitere Herausforderung für die Verbände und Vereine gilt das geringere ehrenamtliche Engagement der Migranten im Fußballsport: 19 % der Mitglieder im Deutschen Fußball-Bund besitzen einen Migrationshintergrund, doch ihr durchschnittlicher Anteil bei den Ehrenamtlichen in den Vereinen liegt bei nur 7,2 %;²³ noch geringer ist ihr Anteil in den Fußballverbänden. Untersuchungen im „Fußball- und Leichtathletik-Verband Westfalen“ zeigen, dass von 449 Funktionsträgern in den Gremien des Verbandes nur zwei Personen (0,45 %) eine Zuwanderungsgeschichte besitzen.²⁴

3.5. „Netzwerk Straßenfußball“

Das „Netzwerk Straßenfußball“ ist ein Zusammenschluss von freien Trägern, die mit sozial benachteiligten Jugendlichen Straßenfußballprojekte initiieren. Auf lokaler Ebene sind bundesweit Straßenprojekte entstanden, die sich 2007 in einem bundesweiten Netzwerk zusammengeschlossen haben. Die Gründungsmitglieder Sportgarten e.V. Bremen, Köln kickt/Rheinflanke, KICKFAIR (Stuttgart), Sportjugendclub Kreuzberg/Klickkicker Berlin, Bunt kickt gut (München), Nestwerk/Hamburger Sportjugend, Dynamo Wind-

²² Ebda., S. 87.

²³ *Deutsche Sporthochschule Köln* (s. A 16).

²⁴ U. Gebken, *Stürmen und stolpern. Anregungen für den Fußballentwicklungsplan des Fußball- und Leichtathletik Verbandes Westfalen, Kamen 2010. S. 7.*

rad (Kassel) und Straßenfußball für Toleranz/Sportjugend Brandenburg haben in den vergangenen 15 Jahren zahlreiche lokale, regionale, nationale und internationale Begegnungen durchgeführt und sind somit auch zu Vorbildern von zahlreichen lokalen Projekten in Jugendfreizeitstätten geworden.

Viele Kinder verlassen bereits am Ende der Grundschulzeit wieder den Sportverein. Der Kulminationspunkt (höchste Mitgliedsrate) liegt inzwischen bei sieben Jahren.²⁵ Zwei Drittel aller Mädchen und Jungen wollen ihren sportlichen Aktivitäten am liebsten im Kreise ihrer Freundinnen und Freunde nachkommen.²⁶ Die Initiativen des Netzwerks greifen diese Orientierungen mit dem primären Ziel auf, die Lebensbedingungen (benachteiligter) Jugendlicher mit Hilfe des Fußballs zu verbessern. Die jungen Fußballer sollen lernen, ihre Spiele, ihre eigene Liga zu organisieren und durchzuführen. Das gemeinsame Kicken im öffentlichen Raum wird mit einem Bildungsauftrag verbunden. Jungen und Mädchen spielen beim Straßenfußball zusammen in gemischten Teams. Anstelle der Schiedsrichter übernehmen Jugendliche als so genannte „Teamer“ die Rolle eines Mediators bzw. einer Mediatorin. Die Teamer treffen sich in einer „Dialogzone“ am Spielfeldrand mit den Teams. Vor Spielbeginn werden hier Fair-Play-Regeln verhandelt. Nach dem Spiel wird deren Einhaltung gemeinsam diskutiert. In Anlehnung daran werden dann Fair-Play-Punkte verteilt, die genauso viel zählen, wie die Punkte für das Gewinnen oder Verlieren.

Beim regelmäßigen Spielen nach den Regeln des Straßenfußballs reflektieren die Jugendlichen ihre Erfahrungen, ihre Gefühle, ihre Wahrnehmungen und das eigene Handeln. In der Dialogzone lernen sie, miteinander zu reden, sich zu zuhören und respektvoll miteinander umzugehen. Sie lernen auch Konflikte gewaltfrei zu lösen und Regeln gemeinsam zu vereinbaren und einzuhalten. Aus der besonderen Spielweise lassen sich Lerninhalte und Themenfelder wie Toleranz, Respekt, Dialogfähigkeit, interkulturelles Verständnis, Konfliktfähigkeit, Teilhabe und die Übernahme von Verantwortung ableiten. Diese Themen und Inhalte werden außerhalb des Spielfeldes aufgegriffen und es wird gemeinsam nach Lösungen gesucht. Straßenfußball wird so zu einem umfassenden Bildungsansatz ausgeweitet. Das Netzwerk Straßenfußball bietet vor allem für die Heranwachsenden eine Dialogplattform, die ihnen hilft, eine Art „gemeinsame Sprache“ zu finden und bestehende sprachliche und kulturelle Barrieren abzubauen.

Straßenfußball unter Bildungsaspekten wird nicht nur in Deutschland, sondern in der gesamten Welt praktiziert. In einem Netzwerk unter dem Titel „Streetfootballworld“²⁷ haben sich 80 Organisationen aus 50 Ländern zusammengeschlossen, die ihre Teilnehmer zu bestimmten Events und internationalen Begegnungen zusammenführen. „Street-

25 W. Schmidt, Zur Bedeutung des Sportvereins im Kindesalter, in: W. Schmidt (Hrsg.), Zweiter Kinder- und Jugendsportbericht, Schorndorf 2008, S. 373 ff.

26 Ebda., S. 388.

27 Vgl. <http://www.streetfootballworld.org/>

footballworld“ nutzt das selbstorganisierte Fußballspielen zum Anlass für soziale Entwicklungs- und Lernprozesse.

4. ZUSAMMENFASSUNG UND PERSPEKTIVEN

Das Sportspiel Fußball hat einen außergewöhnlichen Aufforderungs- und Bindungscharakter für zugewanderte Kinder, Jugendliche und Männer. Die Erfolge der multikulturell zusammengesetzten deutschen (Jugend-)Nationalmannschaften zeigen, dass mit Leistung und Erfolg im Fußball besondere soziale Aufstiegschancen für junge Migranten verbunden werden. Die hohe Popularität dieser Sportart hat zur Folge, dass der Organisationsgrad migrantischer Jungen in den Fußballvereinen überdurchschnittlich ausfällt.²⁸ Und selbst für zugewanderte Mädchen wird der Fußball immer attraktiver. Die Ergebnisse des Projektes „Soziale Integration von Mädchen durch Fußball“ zeigen, dass die schulischen Mädchenfußball-AGs von dieser Zielgruppe sehr stark nachgefragt werden. Sportbezogene schulische Arbeitsgemeinschaften haben das Potenzial, die im organisierten Sport unterrepräsentierten migrantischen Mädchen zu erreichen, zu begeistern und zu binden. Sie erzielen Akzeptanz bei den zugewanderten Eltern, die das Fußballspielen in der Schule ermöglichen, da es in unmittelbarer Nähe zum Sozialraum bzw. Wohnumfeld der Schülerinnen stattfindet. Voraussetzungen sind weibliche Übungsleiter, die von muslimisch geprägten Eltern erwartet werden. Der Fußballsport kann, wenn er Integration stärker als Teilhabe denn als Teilnahme der Menschen mit Migrationshintergrund versteht, ein Motor für diese Entwicklung sein.

28 W. Schmidt, Kindersport- Sozialbericht des Ruhrgebiets, Hamburg 2006, S. 93.

AKTIVE STADTGESTALTUNG VON UNTEN – ULTRAS UND STADT

1. EINFÜHRUNG

Seit den 1990er Jahren etablieren sich mit den Ultras in der deutschen Fanlandschaft neuartige Gruppen von Fußballfans. Inspiriert von italienischen Fußballanhängern formieren sich Fangruppierungen, deren maßgebliches Ziel es ist, eine neue Art und Qualität der Unterstützung des eigenen Vereins und damit der Stimmung in den Stadien umzusetzen. Doch nicht nur der „leidenschaftliche“ Support und die damit verbundenen optischen und akustischen Versuche, eine „fanatische“ Stimmung im Stadion zu erzeugen, macht diese neue Fankultur interessant. Aus gesellschaftswissenschaftlicher Perspektive erscheinen die Ultras vor allem deshalb beachtenswert, weil sie als zentrales Anliegen formulieren, eine kritische Haltung gegenüber ihrer sozialen und kulturellen Umwelt auszubilden und auszuleben. Zudem inszenieren sie sich ganz bewusst als aktive Protest- und Gegenbewegung gegen bestimmte gesellschaftliche und fußballbezogene Entwicklungen.



Abb. 1: Choreografie von Frankfurter Ultras beim Heimspiel gegen Kaiserslautern.
(Quelle: www.eintracht-online.net)

Vielversprechende Ansatzpunkte für sozial- und kulturwissenschaftliche Untersuchungen sind hier die in diesem Sinne von den Ultras entwickelten Praktiken der Vergemeinschaftung, des Protests, der Identifikation oder der Selbstorganisation, die ihrem Selbstverständnis nach zwangsläufig weit über das begrenzte zeit-räumliche Feld des Fußballs hinausgehen. Ultras vermischen Tradition und (Post-)Moderne, zeigen sich einerseits „konservativ“ in Bezug auf Vereinstraditionen, -farben oder -geschichte, entwickeln aber gleichzeitig neue Bezüge zu ihrem Verein, indem sie neue Traditionen bewusst ins Leben rufen, neue soziale und kulturelle Praktiken etablieren und die tradierte Fan-kultur immer wieder zu erneuern suchen. Dabei zeigt sich ein vielschichtiges Verhältnis der Ultras zu ihrer Stadt. Dieses ist gekennzeichnet durch die Verschmelzung als traditionell wahrgenommener, typischer, historischer, kultureller Stadtmerkmale sowie stadtbezogener Wertemuster und einen in mehrerer Hinsicht veränderten und produktiv gewendeten Bezug zum städtischen Raum.

2. DIE ULTRAS ALS WIDERSTÄNDIGE (SUB-)KULTUR¹

Die Ultrabewegung in Deutschland formierte sich seit den 1990er Jahren vornehmlich aus zwei Gründen.² Erstens empfanden Teile der aktiven Fanszene die Stimmung in den Stadien und damit einhergehend die Unterstützung ihrer Vereine als mangelhaft. Inspiriert von Berichten aus und Erlebnissen in anderen Ländern, vor allem im Heimatland der Ultrabewegung Italien, setzten sich die Gruppen das Ziel, durch den Einsatz verschiedener Hilfsmittel (Megafone, Fahnen, Transparente, Pyrotechnik etc.) und der Einführung neuer Formen der Unterstützung (zum Beispiel durch einen so genannten Vorsänger gesteuerte Gesänge, teils sehr aufwendige Choreographien, permanente, so genannte spielstandsunabhängige Anfeuerung der Mannschaft etc.) die Stimmung leidenschaftlicher und fanatischer zu gestalten.³

- 1 Dieser Abschnitt fasst z.T. die Ergebnisse und Erkenntnisse einer empirischen Studie zusammen, die wir im Zuge unserer Diplomarbeit durchgeführt haben, welche sich mit den widerständigen und politischen Aspekten der Ultrabewegung im Netz neoliberaler Regierungspraktiken beschäftigte; vgl. *T. Berthold/H. Wellmann*, Zur politischen und gesellschaftlichen Bedeutung von Fußballfanbewegungen in Deutschland – Eine qualitative Studie der Ultra-Bewegung, Universität Bremen 2008 (unveröffentlichte Diplomarbeit).
- 2 Für eine ausführliche Beschreibung der Geschichte und Kultur der Ultras in Deutschland siehe: *J. Gabler*, Die Ultras: Fußballfans und Fußballkulturen, Köln 2010; *M. Gabriel*, Ultra-Bewegungen in Deutschland – Von Doppelhaltern und Choreographien. Die Antwort auf den Fußball als Event, in: *B.A.F.F.* (Hrsg.), Ballbesitz ist Diebstahl – Fußballfans zwischen Kultur und Kommerz, Göttingen 2004; *J. Schwier*, Die Welt der Ultras. Eine neue Generation von Fußballfans, in: *Sport und Gesellschaft* 1 (2005), S. 21-38; aber auch *M. Sommerey*, Die Jugendkultur der Ultras. Zur Entstehung einer neuen Generation von Fußballfans, Stuttgart 2010; *D. Langer*, Faszination Ultras. Aspekte und Erklärungsansätze zur Fußballfan- und Jugendkultur, Bonn 2010 und *G.A. Pilz/F. Wölki*, Ultraszene in Deutschland, in: *G.A. Pilz u.a.* (Hrsg.), Wandlungen des Zuschauerverhältnisses im Profifußball, Schondorf 2006.
- 3 Vgl. *J. Gabler*, Die Ultras: Fußballfans und Fußballkulturen, Köln 2010, S. 54 ff.

Zweitens wurden die aktuellen Entwicklungen im deutschen Fußball sehr kritisch gesehen, und es sollte versucht werden, durch neue Organisationsformen der Fans darauf zu reagieren. Tendenzen der fortschreitenden Kommerzialisierung und Eventisierung des Sports und der Fokussierung der fußballerischen Organisationselite auf ökonomische Interessen⁴ sollte durch eine kritische, aktive und organisierte Auseinandersetzung mit den Vereins- und Ligafunktionären entgegengewirkt werden.⁵

Diese zwei Motivationslinien sind nach wie vor allen Ultragruppen gemein und stehen im Zentrum ihrer Aktivitäten. Außerdem zeichnet die Ultrabewegung eine sehr ausgeprägte Identifikation mit dem jeweiligen Verein und der zugehörigen Stadt aus. „Ultra“ zu sein bedeutet dem eigenen Verständnis nach, den eigenen Verein fanatisch zu unterstützen und im besten Fall das eigene Leben nach der Liebe zum Verein auszurichten.⁶ Davon abgesehen zeigt sich allerdings ein sehr differierendes Bild der Ultrabewegung in Deutschland. Die Gruppen verfolgen unterschiedliche Strategien und Praktiken, um ihre Ziele zu verwirklichen; sie verfügen über verschiedene Organisationsstrukturen und unterscheiden sich erheblich in ihrer politischen Ausrichtung, wobei das Spektrum von links- bis rechtsaußen reicht.

Mittlerweile verfügen fast alle Vereine der ersten drei Ligen über eine Anhängerschaft, die sich der Ultrabewegung zugehörig fühlt. Dabei sind die Gruppen zwischen zehn und einigen hundert Personen stark. Demnach sind die Ultragruppen zwar nur eine absolute Minderheit der Fußballfans im Stadion sowie der gesamten deutschen Fanlandschaft. Trotzdem gelingt es ihnen, durch ihr Engagement und ihren Organisationsgrad eine einflussreiche Position in der Fußballwelt einzunehmen. Durch ihre geschlossene und stringente Präsentation nach Außen, die Inszenierung als Gruppe und vor allem durch die Organisation der Fanaktivitäten im Stadion, denen schließlich auch viele Nicht-Ultras folgen, gelingt es ihnen, trotz ihrer Minderheitenposition eine mittlerweile entscheidende Rolle in der Fußballkultur zu spielen. Allerdings führt die ausgeprägt kritische Haltung, im Zusammenspiel mit einem sehr selbstbewussten Repräsentationsanspruch bezogen auf den Verein und die Fankultur, in der Praxis regelmäßig zu Konflikten mit den Vereins- und Ligooffiziellen und deren Exekutivorganen, wie dem Ordnungsdienst im Stadion oder auch der Polizei, die nicht selten in gewaltsame Konfrontationen münden.

Ein erhellender Blick auf diese Konfliktsituationen ergibt sich, wenn man die sozialen und kulturellen Praktiken der Ultras in einen breiteren sozialtheoretischen Kontext stellt. Vor dem Hintergrund von Michel Foucaults Abhandlungen über neoliberale Regie-

4 Hierzu zählen sie die Benennung von Stadien nach Sponsoren, die Ausrichtung der Anstoßzeiten an günstige Fernsehübertragungszeiten, der Ausbau von V.I.P.-Lounges und komfortablen Sitzplätzen in den Stadien, um zahlungskräftiges Publikum anzulocken etc.

5 Vgl. J. Gabler (s. A 3), S. 83 ff.

6 Vgl. M. Gabriel (s. A 1), S. 183.

rungstechniken und -rationalitäten⁷ und deren aktuellere Fortentwicklungen⁸ lassen sich die Praktiken und das Selbstverständnis der Ultras durchaus als politisch und widerständig, nicht nur bezogen auf den Fußball, beschreiben. Ein bemerkenswerter Aspekt daran ist die Art der Politisierung, die Teile der Ultrabewegung im Prozess ihrer Formierung durchgemacht haben bzw. immer noch durchmachen. Denn ihre kritische Haltung und damit ihre Widerständigkeit scheinen sich zu einem großen Teil entlang der von Foucault als typisch ausgemachten Regierungsrationalitäten des Neoliberalismus zu entfalten und sind meist nicht schon determiniert durch präexistierende ideologisch-politische Ausrichtungen. Ganz im Gegenteil formierten sich die meisten Gruppen eher mit dem Credo, unpolitisch zu sein.

Vor allem gegenüber zwei zentralen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen zeigen sich viele Ultragruppen äußerst kritisch und nehmen eine aktive Protesthaltung ein. Zum einen betrifft dies die so genannte „Ökonomisierung des Sozialen“,⁹ d.h. die fortschreitende Transformation jeglicher sozialer Verhältnisse (inklusive des Verhältnisses zu sich selbst) in markt- oder unternehmensförmige Beziehungen, deren Kern die Logik der optimalen Verwertung ist.¹⁰ Zum anderen betrifft dies das neoliberale Sicherheitsverständnis,¹¹ welches unter dem Diktum der Ermöglichung der freien Selbstentfaltung (welche im ökonomischen Sinne zwangsläufig zur Steigerung des Allgemeinwohls führen sollte) wünschenswertes von unerwünschtem Verhalten trennt und im Falle der Verletzung vorherrschender Raumordnungen als störend empfundenes Verhalten repressiv unterbindet oder unerwünschte Individuen ausschließt.¹² Wobei die Definition des Störenden wiederum eng an ökonomische Kriterien gebunden ist, d.h. an angenommenes Verwertungspotential.

Diese zwei Entwicklungstendenzen werden von den Ultras bewusst wahrgenommen und unter den Schlagworten „Kommerzialisierung“ und „Repression“ kritisch verhandelt. Durch verschiedenartige Aktionen wie Fandemonstrationen, das Integrieren von kritischen Äußerungen in den Stadionalltag durch Transparente, Spruchbänder oder Gesänge,

7 *M. Foucault*, Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I, Frankfurt a.M. 2006; *M. Foucault*, Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II, Frankfurt a.M. 2006.

8 So z.B. *T. Lemke*, Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse moderner Gouvernementalität, Berlin 1997; *ders.*, Gouvernementalität und Biopolitik, Wiesbaden 2007; *S. Krasmann/M. Volkmer* (Hrsg.), Michel Foucaults „Geschichte der Gouvernementalität“ in den Sozialwissenschaften. Internationale Beiträge, Bielefeld 2007.

9 Siehe *U. Bröckling/S. Krasmann/T. Lemke* (Hrsg.), Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt a.M. 2000.

10 Vgl. *M. Foucault*, Die Geburt der Biopolitik (s. A 7), S. 334.

11 Siehe *P. Purtschert/K. Meyer/Y. Winter* (Hrsg.), Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault, Bielefeld 2008.

12 Zum Verhältnis von Repression, Exklusion und Gouvernementalität siehe *S. Opitz*, Zwischen Sicherheitsdispositiven und Securization. Zur Analytik illiberaler Gouvernementalität, in: *P. P. Purtschert/K. Meyer/Y. Winter* (s. A 11).

das gezielte Missachten oder Herausfordern der Sicherheitsordnung im Stadion (z.B. durch verbotene Pyrotechnik)¹³ und vor allem durch den Versuch, eine gegen kommerzielle Verwertungszusammenhänge gerichtete soziale Werteordnung zu etablieren und zu leben, artikulieren viele Ultragruppen ihren Protest und Widerstand gegen neoliberale Regierungstechniken und -rationalitäten.¹⁴ Eng damit verknüpft zeigen sich auch die Versuche der Ultras, veränderte Stadt- und Raumbezüge zu konstruieren und zu etablieren.

3. ULTRAS UND STADT

„Wir leben mit unserem Verein und mit unserer Stadt. 7 Tage die Woche. 24 Stunden am Tag. Nur wenn wir dieses Recht, als einzige den Verein repräsentieren zu wollen, auch besitzen, dann müssen wir unsere Stadt und unseren Verein auch leben. Keine beschissenen Talkshows schauen. Keiner beschissenen Freundin Liebe geben, die bis zur letzten Konsequenz nur unsere Stadt verdient hat. Keine beschissenen Witze über kleinere Gruppen und Dorf-Ultras machen. Keine beschissenen Computer-Spiele spielen. Sondern eine Beziehung mit der eigenen Stadt eingehen. Jede ihrer Gassen spüren. Ihren Geräuschen lauschen. Ihre Luft schmecken. Und das nicht nur am Wochenende. Sondern 7 Tage die Woche. 24 Stunden am Tag. Kollektiv mit der Gruppe die Liebe zur Stadt ausleben. Und diese Liebe ins Stadion transportieren.“¹⁵

Ein wesentlicher Bestandteil der Ultrakultur ist ein ausgeprägter Lokalpatriotismus, der sich in den allermeisten Fällen konkret auf die Stadt des Vereins fokussiert.¹⁶ Dabei erscheinen weder das Phänomen der Heimatverbundenheit noch der Bezug zur Vereinsstadt sonderlich überraschend in der von Rivalitäten geprägten Welt des Fußballs. Allerdings zeichnet sich der Stadtbezug der Ultras durch einige interessante Spezifika aus. Bei genauerer Betrachtung offenbart sich ein komplexes und mehrdimensionales Verhältnis der (Sub-)Kulturen der Ultras zu ihren „urbanen Heimaten“, welches durch eine Form der Vermischung verschiedener Bezugnahmen und Raumkonstruktionen¹⁷ gekennzeichnet ist. Einerseits dient der Entwurf eines mit bestimmten Attributen versehenen, meist als tradiert dargestellten, abgeschlossenen Erfahrungs- und Erlebensraums „Stadt“ als identitätsstiftendes Moment für die Gruppe. Andererseits verstehen sich Ultras als aktiver Part

13 Siehe z.B. <http://www.pyrotechnik-legalisieren.de> [30.01.12]

14 Für eine umfassende Sammlung von Berichten und Statements zu genannten Themen vgl. „Zum Erhalt der Fankultur“, auf: <http://erhalt-der-fankultur.de/blog/body/start/c.html> [30.01.2012].

15 Blickfang Ultra 3 (2007), S. 5.

16 Eine Ausnahme bildet zum Beispiel das „Pfalz Inferno“, eine Ultragruppierung des 1. FC Kaiserslautern, die sich explizit auf die Region „Pfalz“ als Identifikationsmoment bezieht.

17 Im Anschluss an H. Lefebvre, *The Production of Space*, Oxford/Cambridge 1991 und M. Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2001 gehen wir im Folgenden von einem Verständnis des Raums als durch soziale Praktiken prozessual und temporal konstituiertes Produkt aus und verstehen Raum somit als „Synthese von sozialen Gütern, anderen Menschen und Orten in Vorstellungen, durch Wahrnehmungen und Erinnerungen, aber auch im Spacing durch Platzierung (Bauen, Vermessen, Errichten) jener Güter und Menschen an Orten in Relation zu anderen Gütern und Menschen“; vgl. M. Löw, ebda. S. 263.

der urbanen Raumproduktion, die am deutlichsten in den verschiedenen Strategien der Raumgestaltung im Stadion zu Tage tritt, sich aber oft auch in dem Bestreben einer aktiven, offensiven Stadt(teil)gestaltung zeigt.

Das Bemerkenswerte an diesen hybriden Formen der kulturellen und sozialen stadtbezogenen Praktiken zeigt sich in einem Wechselspiel des „konservativen“ Festhaltens an bzw. der (Re-)Etablierung von vermeintlich alten und traditionellen lokalen Wertemustern und Zuschreibungen und dem Streben nach als progressiv empfundener Veränderung und Erneuerung. Dabei sticht besonders der Versuch der aktiven und produktiven Teilnahme an der Konstruktion eines spezifischen Bildes der jeweiligen Stadt hervor sowie das widerständige Bestreben, einem als negativ wahrgenommenen auf Ökonomisierung, Konsum und Kommerz, Individualisierung und Beliebigkeit abzielenden Wertewandel entgegenzutreten.¹⁸ Daneben finden sich immer wieder auch tendenziell subversive Strategien räumlicher Praxis, die auf die Etablierung oder Markierung spezifischer Räume zielen.¹⁹ So lassen sich vor allem drei Strategien²⁰ ausmachen, durch die Ultragruppen aktiv versuchen, zu der Erschaffung eines spezifischen urbanen Raums beizutragen.

3.1. Die Konstruktion von Stadtbildern

Betrachtet man die vielfältigen Publikationen der Ultras (Internetseiten, Ultra-Magazine, Fanzines, Kurvenblättchen,²¹ Videos etc.), lassen sich oft Versuche finden, ein bestimmtes Bild oder Image ihrer jeweiligen Städte zu etablieren. Zum einen zeigt sich dies in Äußerungen über bestimmte Vorstellungen, welche spezifischen Charakteristika die eigene Stadt hat (oder haben sollte) und zum anderen in zum Teil sehr umfangreichen, selbstverfassten stadthistorischen Abhandlungen.²² So findet sich beispielsweise in der

18 „Jeder sollte sich auf seine Stadt oder regionseigenen Wurzeln besinnen, da Ulrà, wie schon gesagt, die Weiterführung der lokalen Tradition ist, die vom Kommerz und von der Globalisierung vernichtet wird und die wir versuchen über die Zeit zu retten“; vgl. Blickfang Ultra 4 (2007), S. 60.

19 Für spannende Auseinandersetzungen mit subversiven, kritischen oder widerständigen räumlichen Praktiken siehe T. Golova, Räume kollektiver Identität. Raumproduktion in der „linken Szene“ in Berlin, Bielefeld 2011 und S. Steets, Doing Leipzig. Räumliche Mikropolitiken des Dazwischen, in: H. Berking/M. Löw (Hrsg.), Die Wirklichkeit der Städte, Baden-Baden 2005.

20 Diese Trennung lässt sich nur zu analytischen Zwecken aufrechterhalten, da diese Strategien sich in den diversen Prozessen der Raumproduktion gegenseitig bedingen, aufeinander Bezug nehmen und fließend ineinander übergehen.

21 Kurvenblättchen sind Druckerzeugnisse, die bei den Heimspielen im Stadion an die Fans der eigenen Mannschaft verteilt werden und über aktuelle Entwicklungen der Szene berichten und vergangene Aktionen und Spiele zusammenfassen sowie einen Ausblick auf anstehende Ereignisse beinhalten.

22 Siehe zum Beispiel die Internetauftritte der „Brigade Ultras Wolfsburg“ (<http://www.brigade-ultras.de.vu> [30.01.2012]) oder der Cosa Nostra 1860 München (<http://www.unsere-sache.de/unserestadt.php> [30.01.2012]), die jeweils über eigene Sektionen „Stadt“ verfügen, in der sich stadthistorische Abhandlungen finden. Außerdem findet sich Ähnliches auch in verschiedenen Kurvenblättchen der Ultras, z.B. im „Vorspiel“ von The Unity (Dortmund), Ausgabe 54 vom 22.10.2011 und Ausgabe 55 vom 05.11.2011 (<http://www.the-unity.de/index.php?id=9> [30.01.2012]) oder im „Blauen Brief“ von den Ultras Gel-

Selbstbeschreibung der größten Ultragruppierung des FC Bayern Münchens („Schickeria München“) eine Passage über die Vorstellungen, wie München ist und vor allem wie es sein könnte und sollte:

„Erschwerend kommt hinzu, dass München zwar mit Abstand die schönste Stadt Deutschland[s] ist, allerdings gleichzeitig auch eine der wohlhabendsten und spießigsten. Ein nicht geringer Teil des öffentlichen Lebens wird bestimmt von Snobs, Neureichen, Schickimickis und solchen, die es gerne wären. Der Großteil der Stadtjugend gibt sein Geld lieber für teure Klamotten und in (Möchtegern-) Nobeldiscotheken aus anstatt eine eigene Identität zu entwickeln während die Jugendlichen, die gegen den Strom schwimmen, eine eher geringe Anzahl darstellen. Die von Politikern und Polizei viel gepriesene ‚Sicherheit‘, mit der sie ihre Law-and-order-Politik und jedes noch so sinnlose Verbot rechtfertigen, steht über allem und ist unantastbar. Nicht zuletzt dadurch, dass der Durchschnittsbürger in seiner grenzenlosen Angst um die eigene Sicherheit (heraufbeschworen durch irgendwelche Schreckensszenarien, die ihm von der Politik vorgegaukelt werden) diese Politik auch noch unterstützt. Somit ist es für jede Art von Subkultur in München sicherlich wesentlich schwerer zu existieren als anderswo. Ob es uns gelingen wird, Ultra als lebendige Jugendkultur zu etablieren, wird die Zukunft zeigen, einfach wird es sicherlich nicht! LEBE ULTRA UM MÜNCHEN ZU LIEBEN!“ [H.i.O.]²³

Hier wird deutlich, dass die „Schickeria München“ ganz massiv in die Imagegestaltung der Stadt München eingreifen möchte und trotz deutlich zu spürendem Lokalpatriotismus sehr kritisch gegenüber als oberflächlich wahrgenommenen Werten und Konsum orientiertem Verhalten eingestellt ist. Außerdem beziehen sie auch klar Stellung gegen eine in München vermeintlich vorherrschende Sicherheitsvorstellung und -ordnung. Auch die „Wilde Horde 1996“, eine Ultragruppierung aus Köln, setzt sich in ähnlicher Weise mit der eigenen Stadt auseinander:

„Lange Zeit wurde von der Gruppe der Slogan „Mentalita Kölsch“ [...] geprägt und nach außen getragen. Man berief sich auf die Einzigartigkeit und die kölsche Frohnatur im Allgemeinen. Doch wodurch grenzt sich die Gruppe als Kölner Ultras von anderen ab? Worin bestehen die kölschen Wurzeln? In gewisser Weise zeichnet die WH [Wilde Horde, Anm. d. Verf.] eine Einzigartigkeit aus, die sie aus den Traditionen rund um ihre Heimatstadt schöpft. Der Lokalpatriotismus, die Liebe zur Heimatstadt ist nicht nur in ganz Köln stärker ausgeprägt als in den meisten anderen Städten Deutschlands – auch die Wilde Horde als Ultra-Gruppe fühlt sich eng mit Köln verbunden und versucht, diese Liebe auf vielfältige Art auszudrücken. In Köln hat die Fanszene – und somit auch die WH – ihre Verantwortung erkannt, die sie für ihre Stadt hat.“²⁴

senkirchen, Ausgabe 1, Saison 2011/12 (http://ultras-ge.de/?page_id=755 [30.01.2012]).

23 Vgl. <http://www.schickeria-muenchen.org/index.php?id=ueberuns> [30.01.2012].

24 http://www.wh96.de/schwaadlape/ausgabe_33.pdf [30.01.2012].

In dieser Art werden die jeweiligen Städte als spezifisch attributierte Bezugsräume und -orte aktiv produziert und konstruiert und als virtuelle identitätsstiftende Momente inszeniert. Aus dem äußerst diversen und differenzierten Lebensraum der jeweiligen Stadt wird dabei oft ein vermeintlich einheitlicher, festlegbarer, lokalisierbarer Werte-, Erfahrungs- und Erlebensraum, der sich paradoxerweise jedoch nur konkret aktualisieren lässt durch spezifische Praktiken des urbanen (Zusammen-)Lebens.²⁵

3.2. Repräsentationsansprüche

„Sowohl der Name als auch das Logo sollen die Verbindung zur Stadt München verdeutlichen, schließlich soll jeder sehen: MÜNCHEN – DAS SIND WIR!“ [H.i.O.]²⁶
(„Schickeria München“)

„Wir sind Karlsruhe“²⁷
(Ultra 1894/Karlsruhe)

„Unser Schwerpunkt liegt natürlich in der bestmöglichen Unterstützung unserer Mannschaft, diese lautstark nach vorne zu peitschen und unsere Stadt würdig zu repräsentieren.“²⁸
(Karlsbande/Aachen)

Mit solchen und ähnlichen Äußerungen bringen Ultragruppierungen ihren Anspruch zum Ausdruck, städtische Räume nicht nur aktiv zu gestalten und mit (Be-)Deutung und Sinn zu versehen, sondern auch legitime Repräsentanz ihrer Stadt zu sein. Dabei geht der Vertretungsanspruch weit über den jeweiligen Verein hinaus und gilt für das Konstrukt Stadt als symbolisiertes²⁹ und abstrahiertes Ganzes. Diese Repräsentationsansprüche und -strategien manifestieren sich im konkreten städtischen Raum. So zieren mittlerweile in allen größeren, aber auch vielen kleineren Städten Ultralogos in Form von Graffitis oder Aufklebern Hauswände, Unterführungen, verlassene Industriegebäude, Laternenpfähle, Kneipentoiletten, Treppengeländer u.v.m.

Die „Wilde Horde“ schreibt dazu: „Anhand von Graffitis, Stencils und Stickern soll gegnerischen Fans, aber auch den Einwohnern der eigenen Stadt verdeutlicht werden, welcher Verein und welche Gruppe vorherrschend ist.“³⁰

Neben Repräsentationsansprüchen geht es also auch um Vorherrschaft und die Markierung von Räumen bzw. Raumgrenzen. Dieser Aspekt spielt auch eine besondere Rolle bei den sogenannten Fanmärschen, die oft von Ultras initiiert werden. Hier versammeln

25 Zu Aspekten der Virtualität des Städtischen siehe R. Shields, The Virtuality of Urban Culture: Blanks, Dark Moments and Blind Fields, in: H. Berking / M. Löw (s. A 19).

26 <http://www.schickeria-muenchen.org/index.php?id=ueberuns> [30.01.2012].

27 <http://www.ultra1894.de> [30.01.2012].

28 <http://www.karlsbande.de/?site=ueberuns> [30.01.2012].

29 Siehe bspw. http://www.cc97.de/com_stadtwappen.php, 30.01.12 oder <http://www.schickeria-muenchen.org/index.php?id=symbolik> [30.01.2012].

30 http://www.wh96.de/schwaadlappe/ausgabe_33.pdf [30.01.2012].



Abb. 2: Ultras Frankfurt Graffiti.
(Quelle: www.ultra-streetart.de)



Abb. 3: Ultra Sticker, Dortmund.
(Quelle: www.ultra-streetart.de)

sich Fans einer Mannschaft in der gegnerischen Spielstadt und ziehen Parolen skandierend oder singend in einer großen Gruppe von einem bestimmten Punkt ins Stadion.³¹ Dabei steht die „Invasion“ in gegnerisches „Territorium“ im Vordergrund, um die eigene Stadt, den eigenen Verein und die eigene Gruppe auch auf „feindlichem“ Boden zu vertreten und zu behaupten und einen selbstbestimmten Raum auf Zeit in einer anderen Stadt zu erschaffen.

3.3. Veränderte Städte durch „andere Räume“

Während die gerade beschriebenen Strategien des raumgestalterischen Engagements der Ultras eher auf Aspekte einer (gegen-)hegemonialen Raumcharakterisierung abzielen, lassen sich aus raumsoziologischer Perspektive auch viele Praktiken erkennen, die, in untrennbarer Synthese mit erstgenannten Strategien, auf die Konstitution konkreter raum-zeitlicher (An)Ordnungen³² als Mittel der praktischen (Mit-)Gestaltung städtischen Raums zielen.

Sicherlich am deutlichsten tritt diese Strategie im Stadion zu Tage. Hier ist es oberstes Ziel der Ultragruppen, für stimmungsvolle Unterstützung ihres Vereins zu sorgen. Hierzu soll ein selbstbestimmter „Erlebens- und Handlungsraum Stadion“ erzeugt werden, in dem Ultras und andere Fans sich im günstigsten Fall ungehindert durch Dritte, wie etwa Ordnungsdienste und Polizei, entfalten und ihre Unterstützung des Vereins nach den eigenen Werten und Vorstellungen ausleben können. „Wir treten ein für eine freie Kurve, die nicht durch strenge Regeln und Verbote überreglementiert ist. In wichtige

31 Zur Anschauung vgl. z.B. <http://www.youtube.com/watch?v=3DX7wzVDrK0> [30.01.2012] oder <http://www.youtube.com/watch?v=8KrA3VaA-5E> [30.01.2012].

32 Vgl. M. Löw (s. A 17), S. 131.

Entscheidungen sind Fans und Ultras einzubeziehen“³³ schreibt etwa die Gruppe „Ultras Gelsenkirchen“. Bei einer Ultragruppe aus Babelsberg („Filmstadt Inferno 99“) heißt es dazu:

„Ultra sein bedeutet Leidenschaft für Mannschaft und Fanszene. Diese Leidenschaft zeigt sich im Stadion, in dem wir unsere Equipe supporten und die Kurve als Freiraum für uns und andere Fans erhalten wollen. [...] Support soll Ausdruck von Emotionen sein und keine Arbeit, die nach Plan verrichtet wird – er entsteht aus der Situation heraus. Ultra-Supporter sind die Menschen, die ihre Leidenschaft in der Kurve ausleben und nicht diejenigen, die Support nach Plan verrichten. Wir wollen [...] einen Freiraum für Individualität in der Kurve und in der Gruppe sowohl im Support als auch in anderen Bereichen.“³⁴

Aber auch durch soziales und kulturelles Engagement (z.B. Anti-Rassismus-Kampagnen, Spendenaktionen, Organisation kultureller Veranstaltungen wie Konzerte oder Fußball-Turniere etc.) und die damit verbundene Konstitution selbstgestalteter (Gegen-) Räume versuchen Ultras die städtische Raumproduktion im größeren Rahmen gezielt zu beeinflussen:

„Auf diese Weise [durch karitatives, politisches und kulturelles Engagement, Anm. d. Verf.] will die Gruppe ihre Möglichkeit nutzen, die Stadt und ihr Leben nach ihren Vorstellungen zu formen, und für ihre Ideale und Werte eintreten. Die Gruppe will ihre Belange auch aus dem Stadion heraus in die Gesellschaft tragen, um so Veränderungen herbeizuführen. Sie möchte den kulturellen Diskurs innerhalb ihrer Stadt mitbestimmen und versucht dies einerseits durch das Bündnis ‚1:0 – Kultur gegen Rassismus‘ und andererseits mit Veranstaltungen wie dieser Ausstellung.“³⁵

Neben diesen eher situationsbezogenen Strategien der räumlichen Praktiken haben die meisten Ultragruppen mittlerweile auch eigene dauerhafte Räume und Strukturen geschaffen, in denen sie ihr Gruppenleben selbstbestimmt gestalten können. So haben die meisten Gruppen eigene Örtlichkeiten, in denen sie ihre Treffen abhalten, das soziale Miteinander pflegen und ihre vielfältigen Tätigkeiten vorbereiten.

Insgesamt zeigt sich die Ultrabewegung stark beeinflusst von dem Gedanken, eigene Freiräume zu erschaffen und zu etablieren.³⁶ Dabei geht es nicht nur um konkrete Orte, an denen sie ihr Fan-Dasein nach ihren Vorstellungen ausleben können, sondern ebenso um den Anspruch, durch ihre Präsenz als Teil einer (Sub-)Kultur im städtischen Milieu ein Mitspracherecht bei der Gestaltung und Regelung öffentlicher Räume zu haben. Gerade an Spieltagen zeigt sich, dass viele Ultragruppen, wenn sie als Gruppe gemeinsam auftreten, die (staatliche) Regelungsmacht und Regulierung öffentlicher Räume in Frage stel-

33 http://ultras-ge.de/?page_id=1593 [30.01.2012].

34 http://www.ultras-babelsberg.info/wordpress/wp-content/uploads/2011/04/Herzschlag_1.pdf [30.01.2012].

35 Gemeint ist die Ausstellung über die Geschichte der ‚Wilden Horde‘; Zitat vgl. http://www.wh96.de/schwaadlappen/ausgabe_33.pdf [30.01.2012].

36 Z.B. <http://freiraum.ultra-attitude.de/index.php?page=freiraum> [30.01.2012].

len und teilweise auch bewusst missachten, was in der Konsequenz immer wieder zu handgreiflichen Auseinandersetzungen mit der Polizei führt.

Auf die oft als ungerecht und unangemessen wahrgenommene Behandlung durch die Polizei auf den Wegen ins Stadion und zurück bzw. auf Auswärtsfahrten reagieren viele Ultras mit dem Anspruch, ihr Auftreten selbstbestimmt organisieren zu können und der Delegitimierung polizeilicher Ordnungsmacht. Nicht umsonst ist eine beliebte Parole bei Auftritten an öffentlichen Orten: „Hier regiert der... [z.B. SVW, BVB, FCB etc.]“

Betrachtet man diese, hier nur verkürzt und ausschnitthaft dargestellten Strategien der Raumproduktion in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich, dass durch die Ultras eine besondere Form des Stadtbezugs in der deutschen Fußballszene, aber ebenso auch in der vielfältigen Landschaft städtischer (Sub-)Kulturen etabliert wurde. In der Oszillation zwischen „konservativem“ Festhalten an als stadtcharakteristisch wahrgenommenen Wertzuschreibungen, der positiven und oft leidenschaftlichen (Rück-)Besinnung auf konkrete städtebauliche Spezifika und deren Individualität sowie der aktiven, gestalterischen und bewussten Ausrichtung räumlicher Praktiken auf die Erschaffung eigener (Gegen-) oder (Frei-)Räume zeigen sich produktive Strategien der Identitätsfindung und -konstruktion. Insbesondere die Vermischung zwischen subversiven und widerständigen Praktiken mit der Inszenierung stadtspezifischer Wertevorstellungen als traditionell und erhaltenswert erweist sich hier als spannender Ausgangspunkt zur Erforschung des Zustandekommens städtischer Identitätsmuster und individueller Stadtimages. Ultras, so ließe es sich griffig formulieren, betreiben aktive Stadtgestaltung „von unten“.



Abb. 4: Kaiserslauterner Ultras zünden Pyrotechnik im Stadion. (Quelle: www.pfalz-inferno.com).



Abb. 5: Frankfurter Ultras auf dem Weg ins Stadion. (Quelle: <http://eintracht-online.net>).

4. FAZIT UND AUSBLICK

Betrachtet man die (Sub-)Kultur der Ultras unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wertvorstellungen, Identitätskonstrukte und damit zusammenhängend ihrer kulturellen und sozialen Praktiken, so ergibt sich das Bild einer Bewegung, welche beständig schwankt zwischen Tradition und Erneuerung, Widerstand und Affirmation, Protest und Unterstützung. Für sich genommen erscheinen diese Aspekte nicht sonderlich überraschend, da sich für viele andere (Sub-)Kulturen ähnliche Merkmale ausmachen lassen – man denke nur an die Punk- oder Hip-Hop-Szene. Allerdings unterscheidet sich die Ultrabewegung vor allem in ihrem Organisationsgrad und der Konzentration ihrer Hauptbezugspunkte, dem Fußball, dem Verein und der Stadt von anderen (sub-)kulturellen Strömungen. Diese fokussierten Identifikationsmöglichkeiten lassen sehr spezifische Formen der Vergemeinschaftung und schließlich auch der zielgerichteten Praktiken zu. Damit zusammenhängend zeichnet sich die Ultraszene durch ein hohes Maß an gemeinschaftlicher Selbstinszenierung aus, was sich nicht zuletzt in einer intensiven Publikationstätigkeit niederschlägt. Aus diesen Kombinationen entstehen schließlich auch neue Formen des Protests und des Widerstands wie auch veränderte auf Stadt und Raum bezogene Praktiken, die in diesem Artikel grob skizziert wurden. Eine in ähnliche Richtungen zielende Forschung steht allerdings noch ganz am Anfang. Nachdem erste grundlegende Studien zur Ultrabewegung mittlerweile vorliegen, wären weitere Studien wünschenswert, die die Ultrabewegung auf spezifischere Aspekte, wie etwa ihre Vergemeinschaftungsformen hin untersuchen. Vor allem die genauere Betrachtung der Bedeutung von Emotionen im Kontext der Ultrabewegung scheint besonders naheliegend, da diese sich immer wieder explizit auf die enge Bindung zum Verein und zur eigenen Stadt bezieht und ihre wichtige Rolle im Kontext der praktischen Unterstützung im Stadion betont.³⁷ Auch der hier skizzierte Ansatz, die Ultrabewegung aus stadt- und raumsoziologischer Perspektive in den Blick zu nehmen, verspricht weiterführende Erkenntnisse zu liefern, z.B. auch durch die Verknüpfung mit der Konzentration auf emotionale Aspekte der Raumkonstitution.

37 Als Beispiel sei nur die Kampagne „Pyrotechnik legalisieren! Emotionen respektieren!“ genannt, vgl. <http://www.pyrotechnik-legalisieren.de> [30.01.2012].

AUTORINNEN/AUTOREN

DIPL.-ING. UTE BEDNARZ studierte Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart und ist derzeit Referentin im Ministerium für Verkehr und Infrastruktur Baden-Württemberg, Referat Raumordnung und Raumbewertung.

THOMAS BERTHOLD studierte Politik- und Kulturwissenschaften an der Universität Bremen und der University of Bath, UK. Er arbeitet als wiss. Referent beim „Bundesfachverband Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge e.V.“ in Berlin.

PD DR. NOYAN DINÇKAL ist Privatdozent am Institut für Geschichte der TU Darmstadt; 2003 Promotion über die „Wassergeschichte“ Istanbuls und 2011 Habilitation an der TU Darmstadt mit einer Studie zu „Sportlandschaften“ in Deutschland.

DR. HABIL. ULF GEBKEN leitet das Institut „Integration durch Sport und Bildung“ an der Universität Oldenburg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Sportdidaktik und im Sport mit sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen sowie bei der sozialen Integration von Mädchen mit Migrationshintergrund durch Fußball.

IRIS GLEICHMANN ist Architektin und Stadtplanerin. Derzeit leitet sie das Projekt „Kommunalentwicklung und Altstadtsanierung in Lwiw“ (Ukraine), der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH.

CHRISTIAN HOLL ist Architekturkritiker und Geschäftsführer des BDA Hessen; 2005-2010 wiss. Mitarbeiter am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart; seit 2007 Redakteur des Internetmagazins von www.german-architects.com. Lehraufträge an der Universität Stuttgart und der TU Darmstadt.

PROF. DR. JOHANN JESSEN ist Professor an der Universität Stuttgart für das Fachgebiet „Grundlagen der Orts- und Regionalplanung“ am Städtebaulichen Institut der Fakultät Architektur und Stadtplanung; Mitglied des wissenschaftlichen Kuratoriums von „Forum Stadt e.V.“

PROF. DR. WOLFRAM PYTA ist Leiter der Abteilung Neuere Geschichte an der Universität Stuttgart; Schwerpunkte: politische Kulturgeschichte, Ästhetisierung des Politischen, NS-Herrschaft; Wichtigste Publikation: „Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler“ (2007).

DR. KAY SCHILLER; Reader in Modern European History, Durham University, MA München, PhD Chicago; Lehrtätigkeiten in London und Dresden, Publikationen zur deutschen Kultur- und Sportgeschichte im 20. Jahrhundert, arbeitet derzeit an einer transnationalen Geschichte der FIFA-WM 1974.

HENNING WELLMANN studierte Politik- und Kulturwissenschaft an der Universität Bremen und der University of Tampere, Finnland. Derzeit arbeitet er als Doktorand am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin an seinem Dissertationsprojekt „Wütende Gemeinschaften? Wut als vergemeinschaftendes emotionales Phänomen der neueren Musikkultur“.

PROF. DR. CHRISTOPHER YOUNG; Reader in Modern and Medieval German Studies, University of Cambridge; Publikationen zur deutschen Literatur des Mittelalters, zur deutschen Sprachgeschichte und zur Geschichte des europäischen Sports; arbeitet derzeit an einer Mediengeschichte des deutschen Sports.

FORUM

Dieter Martin

DENKMALPFLEGE IN REGENSBURG 1950-1975

Buchbesprechung

WOLFGANG SCHÖLLER, *Stadtplanung und Denkmalpflege in Regensburg 1950-1975 (Regensburger Studien, Bd. 15), Regensburg: Stadtarchiv 2010, 379 S., 59,- Euro.*

Akteure und Zeitzeugen der Stadtplanung und Denkmalpflege der Jahre von 1945 bis 1975 sind (fast) ausnahmslos tot. Dies mahnt die heutigen Akteure zu rechtzeitigen Aktionen, die laufende Geschichte zu dokumentieren und zu kommentieren. Es genügt nicht, die Ereignisse jeweils zu einem Akt in einem Behörden- oder Zeitungsarchiv zu „schreiben“. Die Verantwortung der Handelnden darf sich nicht im Registrieren erschöpfen, sie muss sich auch dem eigenen Urteil und dem der Nachwelt stellen. Ein leuchtendes Beispiel geben übrigens die durch den Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege seinen Referenten alljährlich abgepressten und veröffentlichten Jahresberichte.

Natürlich stößt dieses Postulat an die Grenzen von Leistungsfähigkeit und Bereitschaft eines öffentlichen Bediensteten; spätestens mit der Pensionierung verliert er regelmäßig die Kraft, seine beruflichen Memoiren zu Papier zu bringen. Leider musste dieses Phänomen auch die Arbeit des späten Chronisten der Anfänge der Regensburger Stadtplanung und Denkmalpflege der Nachkriegszeit bis 1975 bestimmen. Nur wer derartig komplexe Abläufe an Brennpunkten öffentlichen Geschehens miterlebt hat - wie der Verfasser dieser Rezension, der die anschlie-

ßenden Jahre in der Sanierungsstelle der Stadt mitarbeiten durfte -, kann eigentlich ermes- sen, welche Leistung hinter dem Werk Wolfgang Schöllers steckt. Er hat nicht nur hunderte Quel- len zusammengetragen, sondern diese auch im Detail bis hin zu tausenden Besprechungsver- merken und Zeitungsberichten (2.571 gewissen- hafte und präzise Fußnoten!) erfasst, ausgewertet und – das ist nicht die geringste Leistung – all- gemeinverständlich wie in einem Krimi kompli- liert. Schöllner ist Professor für Kunstgeschichte an der Universität Regensburg, sein weites Inter- essensgebiet umfasst neben der „rechtlichen Or- ganisation des Kirchenbaus im Mittelalter“ (so seine Dissertation) auch Architektur und Denk- malpflege – ermöglicht hat ihm sein weiter Ho- rizont den Zugang zu den Gegenständen und Abläufen seines Werkes auch in politischer und kommunalpolitischer, rechtlicher, wirtschaftli- cher und soziologischer Hinsicht.

Auf zusammenfassende Darstellungen konn- te Schöllner kaum zurückgreifen, weil weder die Stadt noch die übergeordneten Behörden ent- sprechende Chroniken erstellt hatten. Ausnah- men sind Richard Stobels „Regensburg – die Altstadt als Denkmal“ (1978) und die „Zwischen- bilanz“ der Stadt zu „40 Jahren Altstadtsanie- rung in Regensburg“ (1995). Beide Publikationen zeigen zwar verdienstvoll die Grundlinien auf, sie ersetzen aber nicht die zumindest zur Zeit ih- res Erscheinens noch möglichen Dokumentati- onen der einzelnen, höchst individuellen Maß- nahmen. Die bestimmenden Akteure der Zeit

bis 1975 waren zur Zeit der Recherchen Schöllers nicht mehr am Leben, Interviews mit Primärzeugen schieden deshalb weitgehend aus. So blieb ihm eine Puzzlearbeit mit tausenden Fakten, die allerdings nicht wie die Teile eines Puzzles schon zugeschnitten waren, um ein Ganzes zu ergeben, sondern sich auf viele Registraturen und Archive bis hin zu den Unterlagen Walter Bolls verstreuten und verzettelten. Soweit zu den Anforderungen und zur Methodik.

Schöller überschreibt die drei Teile seines Werkes mit den 1950er, 1960er und frühen 1970er Jahren. Die 1950er Jahre charakterisiert er mit der Nachkriegssituation und der Zeitungsüberschrift „Eine einzige Bilanz des Notstandes“. Erste Neubauten betrafen u.a. die höchst empfindliche Südostecke des Römerlagers; höchst sensibel berichtet Schöller über die gesamte Problematik bis hin zum Taktieren des bis 1973 ohne ein Denkmalschutzgesetz praktisch hilflosen Landesamtes für Denkmalpflege (Jahresetat 25.000 DM). Immerhin entstanden in diesen Jahren auch ein Flächennutzungsplan und ein Gesamtverkehrsplan – bestimmende Planungen u.a. für den Kanal- und Autobahnbau und die bis in die heutigen Tage reichenden Brückendiskussionen. Nicht gelöst, aber zum Teil erbittert kontrovers diskutiert wurden in diesen Jahren die konzeptionellen Fragen um Flächensanierung und Erhaltung, in die auch die oberen Behörden bis hin zum Bund und die Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung einbezogen waren. 1959 legten der „hl. Döllgast“ (Boll: „soviel banales Geschwätz“) einen städtebaulichen Richtplan und die Regensburg-Kommission der Akademie ihren Forschungsbericht vor, weitere Auseinandersetzungen sowohl innerhalb der Stadtverwaltung als auch gegenüber München und Bonn sollten die Praxis der nächsten 20 Jahre bestimmen. (Hinweis: Prof. Dr. Hans Döllgast war Lehrer an der TU München und leitete u.a. den Wiederaufbau der Alten Pinakothek; die Stadt Regensburg beauftragte ihn 1957/1958 mit der Leitung der Altstadtsanierung; zu Dr. Walter Boll anschließend mehr).

Die 1960er Jahre leitet Schöller mit einem differenzierten Porträt des 1959 berufenen

Stadtbaurats Paul Schlien (1911-2004) ein. In Schriften outete er sich als Befürworter einer Totalerneuerung wesentlicher Teile der Altstadt in neuen Bauformen und setzte sich damit in einen nicht verhüllten und kaum überbrückbaren Gegensatz zu den Denkmalschützern („Unfähigkeit der städtischen Behörden, mit einer Stimme zu sprechen“; gegen den „Totalanspruch der Denkmalpflege“). Höchst interessant ist auch Schöllers Studie zur Bebauung Dachauplatz, der bis heute in der öffentlichen Diskussion steht und 1966 auch vom Städtebaulichen Seminar des BDI begutachtet wurde (hierzu ausführlich S. 142 ff., 149-169, 230 ff.). Weitere Faktoren bzw. Akteure wurden in diesen Jahren die „Altstadtfreunde“, der Versuch eines „Baukunstbeirats“ oder externe Gutachter wie der Verkehrsplaner Leibbrand. Bis heute nicht lösbar sind die komplexen Verkehrsprobleme des Brückenzugs zwischen Hunnenplatz und Bayerwaldstraße. Die 1960er Jahre kennzeichnet auch das immer wieder monierte Fehlen eines Gesamt-sanierungsplans für die Altstadt, den allerdings aus damaliger wie erst recht heutiger Sicht natürlich weder die überforderte Stadtverwaltung noch externe Gutachter hätten erarbeiten können. So ist dieser Mangel wohl als gewillkürte bürokratische Hürde der oberen Behörden zum Verzögern fälliger Entscheidungen für Konzepte, Maßnahmen und ihre Finanzierung zu sehen. Nach unseren 40 Jahren mit der Städtebauförderung, die Ordnung in die Systematik von Vorbereitung und Durchführung flächenbezogener Sanierungen brachte, kann man sich diese Anfangsschwierigkeiten kaum mehr vorstellen. Wichtige Schritte waren in Regensburg 1961 der Beschluss für einen Bauzustandsplan im Sanierungsgebiet I (mit Vorkaufsrecht für die Stadt), ein Aufstellungsbeschluss für einen Bebauungsplan, kontroverse Diskussionen um die Rolle der Stadtbaugesellschaft und kaum lösbare Detailfragen der Finanzierung im Hinblick auf die einzusetzenden Mittel des sozialen Wohnungsbaus.

Die wenig beneidenswerte weil machtlose Rolle des Landesamts für Denkmalpflege in diesen Jahren arbeitet Schöller anhand vieler Details mitleidslos heraus. Man kann wohl von

vielfacher Obstruktion seitens der städtischen Akteurschaft sprechen. Auch der damalige Leiter des Bauordnungsamtes redete sich mit Verzögerungen im Baugenehmigungsverfahren heraus – erst ein Jahrzehnt später kam es zu den gemeinsamen Behördensprechtagen in kurzen Abständen mit den Referenten des Landesamtes und einer korrekten Zusammenarbeit. Das Verhältnis von Sanierung und Denkmalpflege bezeichnet in den Jahren der Untersuchung keine Person so wie der seit 1928 bei der Stadt als Museumsleiter und später bis 1968 als Kulturdezernent tätige Dr. Walter Boll. Schon 1934 hatte er mit Einzelmaßnahmen begonnen, nicht selten eigenwillig und als Einzelgänger vollendete Tatsachen schaffend. Schöllner listet eine ganze Reihe von Äußerungen und „Taten“ Bolls auf und sieht ihn als „merkwürdig zerrissen“. Eine enge vertrauensvolle Zusammenarbeit in den Jahren 1975 bis 1985 in vielen denkmalpflegerischen Problemfällen und Sachfragen lässt den Rezensenten allerdings milde über den zu Unrecht Geschmähten urteilen.

Der Abschnitt C zu den Jahren 1970 bis 1975 führt zunächst nur zu einer zeitlichen, keiner inhaltlichen Zäsur in Stadtplanung und Denkmalpflege. Die Akteure waren in den 1960er und ersten 1970er Jahren identisch, der Kleinkrieg der Ämter, Dezernate und des Stadtrats „alle gegen alle“ setzte sich unvermindert fort. Allerdings wurden die Wege aus dem Chaos gebnet. Mit dem Städtebauförderungsgesetz des Bundes von 1971 und dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz von 1973 wurden die bis heute gültigen Rechtsgrundlagen für die Sanierung und Erneuerung der Städte und Dörfer und die Finanzausstattung geschaffen. An die Stelle planerischen Stückwerks traten überall systematische vorbereitende Untersuchungen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zusammenhänge und des Bauzustandes. Aus den Ergebnissen (die in Regensburg natürlich von allen Seiten bestritten wurden – Beispiel „Dorsch-Gutachten“) konnten endlich Planungen für die Erhaltung des schließlich als erhaltenswert erkannten Gesamtensembles Altstadt und seiner Teile bis hin zur Gestaltung der Altstadtstraßen abgeleitet werden. Dazu gehörte letztendlich auch die Aufgabe mancher Prestige-

projekte; heutzutage hätte die UNESCO bei derartigen Planungen die Stadt wieder auf die Rote Liste des Weltkulturerbes gesetzt. Mit den beiden Gesetzen standen auch beträchtliche Bundes- und Landesmittel bereit, mit denen die Stadt aber zunächst nichts anzufangen wusste, bis sie sich zur Investition in das Millionengrab der Tiefgarage am Bismarckplatz entschloss.

Schöllner orientiert sich an den Regensburger Abläufen, die aus dem Chaos der ersten Jahre langsam in die Ordnung geführt wurden. Vor allem drei Projekte dieser Jahre bezeichnen dieses Chaos, die genüsslich in einer bisher nicht geleisteten Gesamtschau ausgebreitet werden: Horten, City-Center-Maximilian und Bayerwaldbrücke. Schöllner rekonstruiert bis in viele Details die aus heutiger Sicht eigentlich unglaublichen Vorgänge, Verbindungen und Verwicklungen, Intrigen und Kämpfe mit einem Durchblick, als wäre er an den Verhandlungstischen gesessen. Manches hat er nicht beschrieben: Bestimmte finanzielle Verbindungen, persönliche Verflechtungen, Lage von Grundstücken der Handelnden – es muss ja auch nicht alles ans Tageslicht, die Enthüllungen reichen ohnehin über jedes Beispiel von investigativem Journalismus hinaus. Interessant auch der beginnende politische Wechsel in Regensburg, dem Bürgermeister Albert Schmid (später Staatssekretär im Bundesbauministerium: „der kleine Schmid“) zum Opfer fiel. Im gleichen Zusammenhang ist dann auch die Entmachtung der Stadtbaugesellschaft („Vater Schmid“) zu sehen, die für die Flächensanierung stand und sämtliche Sanierungsmittel für sich reklamieren wollte. All dies ist interessant für Insider, und man fragt sich, wie die verstorbenen Akteure auf ihr Bild wohl reagiert hätten.

Schöllner spricht es nicht generell aus: Trotzdem wird deutlich, dass in Regensburg im Berichtszeitraum der Jahre 1950 bis 1975 weder gelungene Stadtplanung noch Denkmalpflege stattfanden und dies außerhalb der Stadt durchaus kritisch begleitet wurde (was man sich seitens der Stadt verbat). Ensemble und Einzeldenkmäler waren einem nicht bremsbaren Abbruchwahn ausgesetzt. Zwar wurden viele Planungen entwickelt und vereinzelt umgesetzt, ein systemati-

sches und zielgerichtetes Vorgehen lässt sich aber kaum erkennen. Was geschah, waren im Ergebnis entschlossene private Initiativen, die sich mit entsprechender Lobby gegen den internen Kleinkrieg der heterogenen städtischen Akteure und Interessen bis hin zu den Bürgermeistern und zum Stadtrat durchsetzten. Vereinzelt Vorgaben und Anregungen kamen von außen, einzelne Zwänge entstanden durch bauliche Zustände und finanzielle Engpässe. Die Wende zum Besseren brachten erst die Jahre nach 1970 mit dem rechtlichen und finanziellen Korsett von Städtebauförderung und Denkmalschutzgesetz und dem (vorübergehenden) Erstarken des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege – unverzichtbare Faktoren für die späte Zuerkennung des Welterbestatus im Jahr 2006; noch 1988/1990 konnte sich das Landesamt für Denkmalpflege nur zu einer entsprechenden Befürwortung Bambergs durchringen.

Fortsetzung folgt? Man muss gespannt sein, ob es Schöller oder einem Nachfolger gelingt,

die Stadtplanung und die jetzt tatsächlich so zu nennende Denkmalpflege der Jahre ab 1975 mit den dann besser gelungenen Schritten der Stadtplanung (Entwicklungsgebiet, Bahnhofsüberbauung) und dem Übergang von der öffentlich betriebenen Flächensanierung zur privaten denkmalgerechten Objektsanierung in ähnlich überzeugender Weise zu beschreiben. Gelingen ist dies übrigens Ruth Cypionka mit ihrem ebenfalls beispielhaften Werk „Naumburg an der Saale. Beiträge zur Baugeschichte und Stadt-sanierung, 2001; vgl. Besprechung in: Die Alte Stadt 2008). Zu danken ist übrigens auch der Stadt Regensburg, die dieses kritische Werk generös in ihre Schriftenreihe aufgenommen hat.

Dreifaches Fazit: 1. Ein Meilenstein in der deutschen Literatur zu altstadtbezogener Stadtplanung und zu einer dunklen Phase in der Geschichte der Denkmalpflege (noch) ohne gesetzliche Grundlagen, 2. ein Lehrstück zu Gesellschaft und Kommunalpolitik und 3. Krimi und Bauerntheater.

BESPRECHUNGEN

KARL KIEM, *Die Waage. Ein Bautyp des »Goldenen Jahrhunderts« in Holland*, Berlin: Gebr. Mann Verlag 2009, 262 S. mit 167 sw-Abbildungen und 4 Farbtafeln, 69,- Euro.

Die baugeschichtliche Forschung hat sich schon seit einiger Zeit verstärkt dem Profanbau als Forschungsgegenstand zugewandt, dies nicht zuletzt auf dem Gebiet des städtischen Hausbaus. Andererseits gerieten inzwischen städtebauliche Zusammenhänge mehr und mehr aus dem Blickfeld. Stadtbaugeschichtliche Forschung hatte zwar in den vergangenen 70er Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen, führt dagegen heute – vor allem hinsichtlich der vorindustriellen Stadt – nur noch eher ein Nischendasein. Dass damit einige grundsätzliche Fragestellungen liegen geblieben sind, ist zu bedauern. Im vorliegenden Fall geht es um die Stadt als ein wirtschaftliches System, wie es sich auf spezifische Weise in der Wirtschaftstopographie konkretisierte. Es bedurfte spezieller Einrichtungen, die uns vorrangig mit dem funktional breitgefächert strukturierten Kaufhaus begeben, zu dessen Themenkomplex aber seit der ausführlichen Studie Gerhard Nagels („Das mittelalterliche Kaufhaus und seine Stellung in der Stadt“, Berlin 1971) eine vergleichbar gründliche Arbeit nicht mehr gefolgt ist.

Eine solche liegt jedoch nunmehr für einen bestimmten europäischen Bereich mit dem hier besprochenen Buch von Karl Kiem vor. Sie ist aus einer Habilitationsschrift an der Technischen Universität Hamburg-Harburg des inzwischen an der Universität Siegen „Baugeschichte und Denkmalpflege“ lehrenden Verfassers hervorgegangen, der siedlungsgeschichtliche Erfahrungen bereits mit seiner Dissertation über die Gartenstadt Staaken Paul Schmitthenners gesammelt hatte.

Bei der Waage handelt es sich um eine eigenständige Baugattung, die – europäisch gesehen –



ausschließlich in den Niederlanden, genauer: in der Nordniederländischen Republik (Republik der Vereinigten Niederlande, 1581-1795) innerhalb eines eher kurzen Zeitraums von nur sechs Jahrzehnten zwischen etwa 1600 und 1650, dem „Goldenen Jahrhundert“ oder dem „Zeitalter Rembrandts“ (1606-1669) entwickelt worden war. Als Hauptvoraussetzung für die Entstehung der Waage gelingt es dem Verfasser, eine wirtschaftsgeschichtliche Besonderheit der Nordniederländischen Republik, nämlich die Abschaffung der Stapelpflicht, dingfest zu machen. Die bisher üblichen, städtischen Handelshallen verloren damit ihre primäre Funktion als Warenlager und die ursprüngliche Teilfunktion des Wiegens begann sich zu verselbständigen. Als weiteren wichtigen Grund für die Entstehung der Waage vermag der Verfasser die weitgehende Umstellung der landwirtschaftlichen Handelsproduktion in den Niederlanden auf Erzeugnisse der Milchwirtschaft (Butter, Käse) heranzuziehen, also auf Produkte, die nicht wie z.B. Getreide mit Hohlmaßen gemessen werden konnten, sondern gewogen

werden mussten und dabei zugleich sonnenempfindlich waren, also eines überdeckten Waaggehäuses bedurften.

In den ersten Kapiteln des Werks werden wir in die gebäudetypologischen Voraussetzungen eingeführt. Schwerpunkt in der Darstellung der daraus entwickelten Waaggebäude bildet dann die monofunktionale Waage, die ausschließlich der Aufgabe des Wiegens von Waren diente und zu der eine Reihe von Untertypen herausgearbeitet wird. Sie orientieren sich ganz an der mechanischen Wiegetechnik (starr aufgehängte Balkenwaage; verschiebbare Balkenwaage). Detailliert wird der Leser in der Folge mit zahlreichen Einzelheiten bekannt gemacht: Vorrangig natürlich zunächst den technischen Wiegeeinrichtungen, d.h. den verschiedenen, technischen Waagetypen. Bei der Waage handelt es sich ja um ein primär technisches Gebäude, das erst über eine gleichrangige Behandlung sowohl seiner baulichen Gestalt wie seiner gerätetmässigen Ausstattung voll verständlich wird. Großer Wert ist daher auf die Dokumentation und Rekonstruktion der „maschinellen“ Seite des Gebäudetypus gelegt. Uns begegnen darüber hinaus dann z.B. Käfige zum Schweinewiegen, Käsetragbaren und Butterfässer, Gewichte und Gewichtsablagen, und schließlich Glocken, die Anfang und Ende der Betriebszeit zu signalisieren hatten. Gleichermaßen ausführlich werden wir mit der Organisation und dem Betrieb einer Waage und mit den daran beteiligten Personen vertraut gemacht: Behandelt werden die Wiegemeister und deren Gehilfen, Betriebszeiten, Gebühren, Eintreibung der Waagsteuer durch die Pächter usw. Zum Verständnis wichtig ist die Feststellung, dass die Waage nicht allein der Gewichtsbestimmung bei Kaufverhandlungen diente, sondern zugleich eine wichtige Rolle bei der Erhebung der Marktsteuer (Zoll) für den Großhandel spielte.

Dass das Wiegen von Waren im Handel selbstverständlich nicht auf Holland beschränkt war, verdeutlicht eine abschließende Übersicht zu entsprechenden Vorgängen in früheren Kulturen und anderen europäischen Regionen, was zugleich das Thema „Waage“ als Sonderfall innerhalb des größeren Kontext städtischer Wirtschaftsbauten zu präzisieren vermag.

Die Darstellung beruht bezüglich historischer Fakten im Wesentlichen auf der sehr umfangreich ausgewerteten und nachgewiesenen Literatur, greift aber von Fall zu Fall auch auf ungedruckte Quellen zurück. Die Abbildungen haben alles andere als rein illustrativen Charakter. Mit ihnen legt der Verfasser vielmehr sein bauliches Quellenmaterial vor (historische Abbildungen und Pläne), ebenso seine mit Unterstützung durch zahlreiche (und namentlich genannte!) Berliner Architekturstudierende erstellten, zeichnerischen Bestandsaufnahmen. Eine größere Zahl an Lageplänen, basierend auf dem etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden Urkataster, gibt Auskunft über die städtebauliche Situierung der Wagen, zu deren funktionalem Kontext mit der Topographie des Waagumfelds man sich allerdings einige weitere Informationen gewünscht hätte. Methodisches Grundanliegen des Verfassers war jedoch ein gebäudetypologischer Ansatz. Diesen hat er in der Tat nicht nur umsichtig, sondern zugleich auf hohem Niveau zu Darstellung gebracht. Die vorliegende Arbeit bedeutet daher insgesamt gesehen einen erheblichen Erkenntnisgewinn zur historischen Typologie städtischer Wirtschaftsbauten der vorindustriellen Stadt.

Cord Meckseper, Hannover

SVEN OSTRITZ (Hrsg.), *Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt, Bd. 1: Der Schatzfund: Archäologie – Kunstgeschichte – Siedlungsgeschichte, Bd. 2: Der Schatzfund: Analysen – Herstellungstechniken – Rekonstruktionen, Bd. 4: Die alte Synagoge, Weimar: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie 2009-2011, zahlr. Abb., 376, 495 u. 234 S., 49,-, 49,- u. 39,- Euro.*

Im Frühjahr 1998 wurde bei der Grundsteinlegung eines neuen Gebäudes im Zentrum von Erfurt ein überaus reicher Schatz gefunden: mehr als dreitausend Turnosen, Silberbarren, Doppelbecher und viele hundert Schmuckstücke, unter ih-

nen ein Ring, der zum Ritus der jüdischen Hochzeit gehörte. Man kennt nur zwei andere derartige Ringe aus Schatzfunden im elsässischen Colmar und im mitteldeutschen Weißenfels; der Erfurter Ring ist der prächtigste. Dass er mit den Schätzen in einem großen irdenen Gefäß in der Ecke eines Grundstücks vergraben worden war, das einem Juden gehörte, und dass keine Münze nach dem Pogrom des Jahres 1349 geprägt worden war, weckte die Vermutung, die Wertsachen habe der Eigentümer versteckt, später aber nicht mehr in seinen Besitz bringen können. Das zuständige Landesamt, das die archäologischen Arbeiten verantwortete, legt nun in einer mehrbändigen, ansprechend gestalteten Publikation die ersten wissenschaftlichen Ergebnisse vor. Diese hätten angemessen „Beiträge zur mittelalterlichen jüdischen Kultur in Erfurt“ genannt werden sollen; denn manches, wie beispielsweise die hebräischen Handschriften, die für die geistige Kultur der jüdischen Gemeinde in Erfurt geradezu konstitutiv sind, wird gar nicht thematisiert, anderes dagegen, wie die dem dritten, noch nicht erschienenen Band vorbehaltene Untersuchung der nicht von Juden geprägten Münzen und von ihnen gegossenen Silberbarren, hat nicht mit jüdischer Kultur zu tun, eher mit jüdischer Sozialgeschichte, insofern die Gegenstände vom Geldhandel, der wohl wichtigsten Tätigkeit der Juden, zeugen.

Im ersten Band steht der archäologische Bericht über das „Umfeld des Schatzfundes“ in der Michaelisstraße an der Spitze (S. 16-59). Karin Szezech belegt, dass die anfangs großparzellige Anlage der Höfe mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, mit Brunnen und Abfallgruben keinen Unterschied erkennen lässt zwischen christlichen und jüdischen Siedlungsmustern. Wie andernorts lebten Juden damals nicht in geschlossenen Quartieren, vielmehr als Nachbarn mit Christen, von denen einige ihre Mieter waren, einige auch in ihren Diensten standen. Dies ist Schriftzeugnissen, vornehmlich den Freizinsregistern sowie Urkunden zu entnehmen, auf denen der Beitrag von Thomas Nitz über das keineswegs große „Wohnquartier der Erfurter Juden im Mittelalter“ beruht (S. 324-333). Dieses lag zwischen Rathaus, Krämerbrücke und Michaelisstraße, und die unterschiedliche Größe der Hof-



stätten lässt Rückschlüsse auf die Sozialstruktur der jüdischen Gemeinde zu. Das Grundstück Michaelisstraße 43/44, auf dem der Schatz gefunden wurde, gehörte zu den größeren und befand sich im Eigentum eines seinem Namen nach bekannten Erfurter Juden. Nach dem Pogrom des Jahres 1349 gelangte es wie alle jüdischen Grundstücke an den Rat, der etliche an christliche Bürger verkaufte. Hingegen überließ er den sich wieder ansiedelnden Juden andere Häuser nur mietweise, darunter eigens für sie errichtete.

Wie tief die Zäsur des Jahres 1349 war, zeigt der problemorientierte Beitrag von Maïke Lämmerhirt über die „Geschichte der Juden im mittelalterlichen Erfurt“ (S. 334-375). Ihre rechtliche Stellung in der Stadt war eine andre geworden. Sie waren nunmehr allein dem Rat unterworfen, der sie in ein Bürgerrecht zog, das sie christlichen Bürgern keineswegs gleichstellte, aber garantierte, dass er sie nach außen vertrat. In dieser Zeit bildeten die Erfurter Juden eine der größten und sehr angesehenen Gemeinden im Reich, ehe sie in den 1450er Jahren ausgewiesen wurden. Die wechselvolle Geschichte der Gemeinde ist sehr anschaulich an der Synagoge abzulesen, auf die sich die Beiträge im vierten Band beziehen. Ausführlich stellt Elmar Altwasser ihre Baugeschichte dar (S. 8-193). Da die dendrochronologisch gesicherten Spuren bis ins späte 11. Jahrhundert zurückreichen, gehört sie zu den ältesten heute noch erhaltenen Synagogen weit über Deutschland

hinaus. Der um 1270 erfolgte Neubau erhielt im frühen 14. Jahrhundert einen Anbau. Nach dem Pogrom des Jahres 1349 erwarb ein christlicher Kaufmann den Bau, der die Thora-Nische durch ein großes, für Fuhrwerke passierbares Portal ersetzen, eine Decke einziehen und anderes verändern ließ, um das Gebäude als Speicher nutzen zu können. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es zum Kaffeehaus mit Tanzsaal und Kegelbahn umgebaut. Die in den 1990er Jahren beginnende Sanierungsgeschichte der Synagoge behandelt Gerhard Schade (S. 198-227), während Sven Ostritz sich der musealen Präsentation in dem Gebäude zuwendet (S. 228-234). Unberücksichtigt bleiben allerdings die Archäologie und die Baugeschichte des alten jüdischen Ritualbades, das aus Schriftzeugnissen seit langem gut bekannt war, aber erst im Jahre 2006 bei Bauarbeiten am Flussufer nahe der Krämerbrücke in Resten aufgefunden wurde. Die ausnahmslos gründlich gearbeiteten, neue Erkenntnisse bietenden Beiträge sind wichtig für das Verständnis und die Einordnung des Schatzfundes. Ihm ist die im Jahre 2008 entstandene kunstgeschichtliche Dissertation von Maria Stürzebecher im ersten Band gewidmet (S. 60-323). Im Mittelpunkt stehen die Beschreibung des Fundes und der Fundstücke sowie der Vergleich mit einschlägigen Schatzfunden in anderen Städten. Die eingehende Erörterung zur Herkunft von Fundstücken aus einer Erfurter Goldschmiede-Werkstatt ist nicht ergebnisreich. In einem großen, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Katalog werden die einzelnen Gegenstände erfasst, dazu auch Vergleichsobjekte.

Komplementär zur kunstgeschichtlichen Untersuchung verhalten sich die naturwissenschaftlich und technisch ausgerichteten des zweiten Bandes. Oliver Mecking versucht mit Hilfe chemischer Analyse eine „Rekonstruktion der Goldschmiedetechniken“ (S. 10-225), während Astrid Pasch aus handwerklicher Sicht die „Herstellungstechnik der Schatzfundobjekte“ beurteilt (S. 226-437). Die „textilen Reste an den Goldschmiedearbeiten“ untersucht Grit Zimmermann (S. 438-471); vier kleinere Beiträge befassen sich mit sehr speziellen Fragen wie der Farbanalyse auf den Textilien oder der Herkunft der roten Granate an den Schmuckstücken. Alles in allem bereichert die Publikation das Wis-

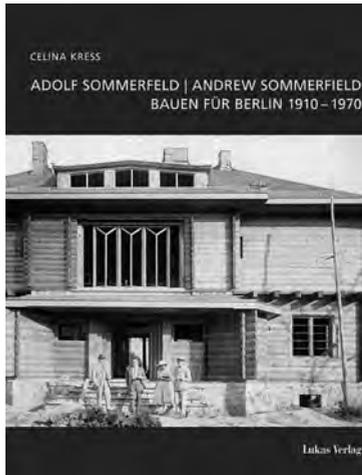
sen über die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt, sie regt zu weiterführenden Forschungen an, die eine genauere Kenntnis geben könnten über das sich wandelnde Mit-, Neben- und Gegeneinander von Juden und Christen in einer der sehr bedeutenden Städte des Reichs.

Ulman Weiß, Erfurt

CELINA KRESS, *Adolf Sommerfeld/Andrew Sommerfeld. Bauen für Berlin 1910-1970 (Einzelveröffentlichung des Landesarchivs Berlin), Berlin: Lukas Verlag 2011, 300 Abb., 287 S., 39,80 €.*

Celina Kress, selbst Architektin und vielseitige Architektur- und Städtebauhistorikerin, wählt in ihrer aufwändig und umfassend recherchierten Forschungsarbeit einen biographischen Zugang zur Praxis der Berliner Stadtplanung und -entwicklung. Es geht um den Developer, Bauunternehmer und Berliner Bürger Adolf Sommerfeld, der 1933 nach erzwungener Emigration im Ausland beruflich eine neue Existenz aufbaute, nach dem Krieg wieder nach Berlin zurückkehrte, nun aber das Baugeschehen nicht mehr so prägen konnte wie in den von Kress zentral behandelten 1920er Jahren. In diesen trat Sommerfeld mit seiner ständig expandierenden Firma auf mehreren Gebieten tatkräftig, innovativ und effizient hervor. Kress' Arbeit ist eine der ganz wenigen, die tatsächliche Stadtproduktion in dieser Periode außerhalb des eigentlichen öffentlichen Städtebaus behandelt.

Sommerfeld gehörte zu den Pionieren der vorgefertigten Holzkonstruktionen und des industrialisierten Bauens, vor allem im Bereich kleinerer Vorstadt villen und kleinerer Siedlungshäuser, auch im Zuge internationaler öffentlicher Großaufträge. Er betrieb in großem Stil und in Kooperation mit anderen privaten und öffentlichen Erschließungs- und Baugesellschaften umfangreiche Immobilienentwicklungen. Sie stehen exemplarisch für den in Berlin und anderen östlichen Großstädten vorherrschenden Modus von Stadt-



entwicklung in den Peripherien. Die erschlossenen größeren Stadtparzellen und Baugebiete wurden teils im Auftrag privater Bauherren, teils auf Vorrat bebaut. Ein Verzeichnis der „Allgemeinen Häuserbau-Gesellschaft von 1872“ als Hauptfirma des Unternehmers zeigt als Kunden den Ministerpräsidenten Braun sowie andere Akademiker, Bankiers und Kaufleute, alle wohnhaft in einem Projektgebiet in Zehlendorf-West. Hier fällt auf, dass renommierte Architekten wie Otto Rudolf Salvisberg und Walter Gropius mit Vorhaben betraut wurden. Ferner fällt ins Auge, welch weite gesellschaftliche Netzwerke Sommerfeld unterhielt, wie er mit dem politischen Kompetenzzuwachs öffentlicher Bauleitplanung und der in den deutschen Großstädten nun hervortretenden Kommunalisierungsbewegung umzugehen verstand. Dazu gehörten die Kontakte mit Vertretern des Neuen Bauens, seit 1930 auch mit formal eher konservativen Architekten. Wichtig im Zusammenhang seiner kreativen Ökonomie waren bei Sommerfeld also stets die informellen Kontakte in der Metropole.

Es ist die ganz große Stärke der reichhaltig und vielseitig, in bester Qualität visualisierten Studie, dass in ihr auch breite und vielseitige Kontexte der behandelten Bautätigkeit und Aktivitäten erarbeitet werden. Zum Beispiel zeigt die Verfasserin auf S. 38 die beeindruckende zeitgenössische Graphik (1910) der prognostizierten Berliner Bevölkerungsentwicklung – für das Jahr 2000 wurden 10 Mio.

Einwohner angenommen. Wengleich dieser Zielwert aufgrund der Konkurrenz mit anderen Zentren, der beiden Weltkriege und der deutschen Teilung und schließlich aufgrund des fortschreitenden Arbeitsplatzverlustes nicht eintreffen sollte, so wurde vor dem Ersten Weltkrieg schon deutlich gesehen, dass die Dynamik des Bevölkerungswachstums in den Vororten stattfinden sollte. Dass der Bauunternehmer für ein gehobenes, aber aufgrund seiner Rationalisierungsansätze auch für ein breiteres Publikum, wenn auch nicht für einkommensschwache Schichten baute, verband ihn konzeptionell weniger mit anderen exklusiven Developern der (in den 1920er Jahren gar nicht mehr realisierbaren) „Villenkolonien“ als mit den öffentlichen Entwicklern wie die Gehag. Das Projektgebiet Zehlendorf-Nord mit 200 Hektar Größe zeigt eine hoch differenzierte Bebauung. Die Wohnhäuser in der Onkel-Tom-Straße 85-91 mit ihren kubischen, weiß verputzten Haustypen (S. 122 f.) gehören heute zu den Höhepunkten einer Exkursion in die Berliner Außenquartiere. Die benachbarte Ladenpassage im U-Bahnhof Onkel-Toms Hütte zeigt den qualitätsvollen Zusammenhang von großräumiger Verkehrsinfrastruktur mit kleinräumiger Versorgungsplanung. Bei der Waldsiedlung Zehlendorf kooperierte Sommerfeld mit dem modernistisch-rationalistischen Stadtbaurath Martin Wagner und konnte etwa die Hälfte der Bauarbeiten für das insgesamt gemeinwirtschaftlich konzipierte, vom örtlichen Bürgertum bekämpfte Großprojekt seiner Firma sichern.

Flexibel, wie der Unternehmer war, stellte er sich nach 1930 trotz der riesigen Kaufkraftverluste in der Krise auf den suburbanen einfachen Eigenheimbau (in Kleinmachnow) in Form der großen „Bürgerhaussiedlung“ um: „Merk dir's ein für alle Mal, eigenes Land bleibt Kapital“ (S. 184 f.). Doch seit 1932 sah sich Sommerfeld persönlichen Bedrohungen ausgesetzt, auch seine Bautrups wurden durch die SA terrorisiert. In einer schwierigen wirtschaftlichen Situation seiner Firma wurde es nach der Flucht Sommerfelds und seiner Familie für die Nationalsozialisten leicht, die Firma zu übernehmen, ein wenig später legalisierter Eigentumsentzug. Die Schnelligkeit und Heftigkeit dieser Attacken hingen auch damit zusammen, dass der

jüdische Unternehmer dem demokratischen und sozialdemokratischen Umfeld zugerechnet wurde. Nach dem Krieg engagierte sich Sommerfeld, der 1964 starb, erneut im Bereich rationell geplanter Einfamilienhaussiedlungen, so bei der Karlsruher Waldstadt (S. 226).

Zu Recht unterstreicht die Autorin, dass mit ihrem Buch „neue Perspektiven auf wichtige Projekte und Akteursbeziehungen der klassischen Moderne sowie auf das Verhältnis zu den konkurrierenden Architekturrichtungen einer gemäßigten oder konservativen Moderne“ (S. 27) erschlossen werden können. Sommerfelds attraktive, am aufgelockerten „Grün“ und überwiegend am Wohneigentum orientierte Projekte stellten freilich ihre eigenen Ansprüche an den verfügbaren Siedlungsraum. Aus heutiger Sicht zeichnen sie sich durch Pragmatismus und Nachhaltigkeit aus. Dass sich der Ansatz insgesamt in der heutigen ökonomisch und funktional emanzipierten Suburbanität inmitten komplexer, verdichteter Siedlungsgefüge nicht einfach wiederholen lässt, dass wir uns gegenwärtig eher Gedanken um die Innenstadtgebiete machen, ist klar. Aber das Buch von Kress zeigt mancherlei gegläckte Beispiele dafür, wie Gestaltungsqualität und ökonomische Erfordernisse im Zusammenhang der Großstadtentwicklung miteinander verbunden wurden.

Clemens Zimmermann, Saarbrücken

KLAUS DUNTZE, *Der Luisenstädtische Kanal. Mit Beiträgen von Klaus von Krosigk und Klaus Lingenauber, Berlin: Berlin Story Story Verlag 2011, 438 S., 24,80 Euro.*

Der zu besprechende Band ist ein beeindruckendes Beispiel für eine jüngere Form von Geschichtsforschung, die, aus stadtteilpolitischem Engagement erwachsen und zuweilen im Zuge der Stadterneuerungspolitik auch öffentlich unterstützt, Arbeiten von teilweise bemerkenswertem Niveau hervorbringt. Die frühere Berliner Luisenstadt, die heu-



te auf dem Gebiet der Bezirke Kreuzberg und Mitte liegt, war schon im Kontext der IBA der 1980er Jahre Gegenstand solcher Forschungen, und hier liegt auch, quasi als ihr Ost und West verbindendes Rückgrat, der Luisenstädtische Kanal. Das Buch rekonstruiert, in beeindruckender Dichte und geradezu opulent bebildert, die Geschichte dieses Kanals seit den ersten Planungen im frühen 19. Jahrhundert. Anhand zahlreicher Primärquellen wird ein planungs- und sozialgeschichtliches Panorama, von den Eingriffen des Königs in die Planung über das bürgerschaftliche Engagement im Stadtteil bis hin zu finanziellen Engpässen und Unruhen unter Kanalarbeitern und Arbeitslosen um 1848 entrollt. Besonders interessant, da bisher kaum untersucht, sind Einblicke in Details der Planungen und der Ausführung sowie in die „strompolizeiliche“ Überwachung und den Schiffsverkehr auf dem 1852 eröffneten Wasserweg (S. 87 ff). In der Rekonstruktion des „Lebens am Kanal“, zu dem z.B. mehrere Schwimmanstalten gehörten (S. 117), wird die Multifunktionalität und zentrale Bedeutung des Wasserlaufs im Stadtteil deutlich. Seine Zuschüttung und Umwandlung in eine Grünzone ab 1926 wird modellhaft und mit besonderer Beachtung der teilweise heftigen Proteste der Bürger rekonstruiert (S. 199 ff).

Mit den in den 1960er Jahre einsetzenden Stadt-sanierungs- bzw. Stadterstörungsmaßnahmen im Umfeld des Kanal beginnt der Zeitabschnitt, in dem

der Autor als Mitglied bzw. Initiator von Bürgergruppen und Planungsinitiativen in den beschriebenen Prozessen teilweise selbst aktiv war. Einzelne Auseinandersetzungen, z.B. um die Gestaltung des zentralen „Oranienplatzes“, kann er daher mit viel Insiderwissen detailliert schildern, doch prägt die klare Parteinahme für eine die alte Ost-West-Grenze überschreitende Günzugplanung und gegen die „Verweigerung der Kreuzberger Szene“ einschließlich des Bürgermeisters (S. 329) den Argumentationsgang und Duktus dieser Periode recht stark. Scharf kritisiert werden „planerische Fehlentscheidungen“ der Bezirksverwaltungen (S. 331) und die „Geschichtsvergessenheit“ mancher Anwohner. Doch zeigt die Rekonstruktion der zahlreichen öffentlichen Foren geradezu exemplarisch die Mühen eines Planungsprozesses mit extensiver Bürgerbeteiligung auch und gerade in Kreuzberg.

Die den Band abschließenden Beiträge des Landesdenkmalamtes bilden mit ihrer nüchternen Sicht auf die durchaus ambitionierten Planungen der Gartendenkmalpflege und deren Umsetzung einen reizvollen Kontrast, mit dem auch die durchaus ansehnlichen Teilerfolge bei der „Inwertsetzung“ des Grünzuges und frühen Kanals ab 1990 eindrucksvoll hervortreten. Eine ähnliche „Inwertsetzung“ lokaler Geschichte und Stadtteilkultur gelingt auch diesem, weit über den exemplarischen Einzelfall hinaus weisenden faszinierenden Buch.

Christoph Bernhardt, Berlin

HARALD BODENSCHATZ (Hrsg.), *Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien*, Berlin: DOM publishers 2011, 630 Abb., 520 S., 98,- €.

Über die Vielfalt im Städtebau, die unter der Herrschaft Mussolinis in Italien entstand, ist außerhalb eines kleinen, gut unterrichteten Kreises nur wenig bekannt. So ahnt kaum einer der vielen Besucher Roms, dass die Nordkurve der Piazza Navona ein Produkt des faschistischen Städtebaus Italiens

ist. Eher erfahren interessierte Besucher mit Hilfe von Fremdenführern die stadträumlichen Eingriffe, die mit Abbrüchen zur Freilegung von antiken Monumenten in Zusammenhang stehen. Das Weltausstellungsgelände E 42 (heute EUR) erfährt trotz seiner vordergründigen räumlichen Inszenierung eines imperialen Anspruchs eine wachsende Aufmerksamkeit, die inzwischen über die Fachwelt hinaus reicht. Es ist eine selektive Anerkennung, die zuvor anderen Projekten aus der Mussolinizeit schon zuteil wurde. Durch die stilistische Zuweisung zum italienischen *razionalismo* (der italienischen Moderne) wurde so ein Teil der Bauten aus dem vielgestaltigen Kontext der faschistischen Architektur und Stadtplanung gelöst. Mit der ideologisierten zuordnenden Sichtweise ging der wissenschaftliche Überblick über die komplexe Sprache des italienischen Städtebaus in den 1920er und 1930er Jahren verloren.

Nun liegt erstmalig eine Gesamtuntersuchung in deutscher Sprache über den Städtebau zu Mussolinis Zeit vor. Harald Bodenschatz, langjähriger Professor für Planungs- und Architektursoziologie an der TU Berlin und Gründungsmitglied des Planungsbüros Gruppe DASS belegt in der Einleitung, wie sehr sich Mussolini der Bedeutung des schweren Kommunikationsmittels Städtebau zur Inszenierung seiner Macht bewusst war. Damals entstanden in Italien so viele und einschneidende städtebauliche Projekte in der Zwischenkriegszeit wie in keinem anderen europäischen Land. Der Städtebau diente der Konsolidierung der Macht des Regimes und zur Demonstration der Einheit des noch jungen Landes wie dem imperialen Anspruch in den hinzugewonnenen Landesteilen und Kolonien. Hierfür nutzten die Planer das gesamte Spektrum der Produkte des Städtebaus: Stadtbauten, Erweiterungen, Neustädte, Dörfer, Plätze und Straßen. Die Gebäude und ihre Gestalt waren der stadträumlichen Choreografie untergeordnet. Die Architektur hatte eine dienende Aufgabe, wobei je nach beabsichtigter Raumwirkung eingesetzt und auf ein breites Spektrum unterschiedlicher Strömungen zurückgegriffen wurde. Das Stilspektrum war so groß, dass das Buch die berechtigte Frage aufwirft, womit denn das häufig bemühte Bild eines Staatsstiles begründet werden könne.

Mit welchen Schwierigkeiten sich die Planer konfrontiert sahen, zeigen die Neugründungen in dem Gebiet der ehemaligen pontinischen Sümpfe. Zu Beginn der Besiedlung waren Gemeindezentren gefordert, die aus propagandistischen Gründen keine Städte sein durften. Die Vielfalt der Typen der Neustädte und die der Architektur spiegeln nicht nur die Suche nach einer baulichen Antwort auf die widersprüchliche Aufgabenstellung wider, sondern sie belegen auch, auf welche gestalterische Vielfalt das Regime für seine Inszenierung zurückgriff. Ein weiteres Beispiel ist der gescheiterte Wettbewerb für den Palazzo del Littorio an der Via dell'Impero, das wichtigste Gebäude für die Selbstdarstellung des faschistischen Italiens. Die stilistisch vielfältigen Wettbewerbsbeiträge dokumentieren, wie sich die Teilnehmer mit den schwierigen städtebaulichen Rahmenbedingungen abmühten. Gefordert war ein Großbau, der einerseits die Bedeutung des Gebäudes hinreichend würdigt, der sich andererseits dem für das Selbstverständnis des Regimes wichtigen antiken Bauten des Kolosseums und der Maxentius-Basilika unterordnet. Der Widerspruch, der aus beiden Forderungen folgte, führte letztlich zum Scheitern des Wettbewerbs.

Neben den bildmächtigen Projekten wie der Kolossalstatue samt Museum oberhalb Roms oder die großflächigen Abbruchmaßnahmen für den „archäologischen Städtebau“, die Mussolini als „problemi della grandezza“ beschrieb, gab es die „problemi della necessità“. Diese waren am Anfang des Regimes bauliche Maßnahmen zur Sanierung Roms, die vor der Machtergreifung aufgrund mangelnder Befugnisse gescheitert waren und die Mussolini nun unter Inszenierung seiner Tatkraft umsetzen ließ. Im Laufe des weiteren Umbaus Roms entstanden kompakte Wohnquartiere mit hohen urbanen Qualitäten für die Mittelschicht, die in das bestehende Stadtgewebe eingebunden waren. Für diese Quartiere wurden neue Gebäude- und Stadttypen entwickelt, die für heutige Fragestellungen wieder von Interesse sein könnten. In diesen Umbau waren auch die historischen Zentren eingebunden. Die Aufwertung der Altstädte brachte allerdings auch eine Verdrängung sozial schwächerer Schichten mit sich, was aber durchaus beabsichtigt war. Im sozialen Umbaukonzept unterscheidet sich



der faschistische Städtebau Italiens vom Städtebau des nationalsozialistischen Deutschland, war aber den Zielen des sowjetischen Städtebaus verwandt. Mit den großen Diktaturen Europas musste sich das faschistische Italien seit den 1930er Jahren messen. Alle drei Diktatoren haben das propagandistische Potenzial des Städtebaus bewusst eingesetzt und versucht, durch dessen Export ihren imperialen Machtanspruch zu vergrößern.

Harald Bodenschatz will mit seiner breit angelegten Bestandsaufnahme des Städtebaus unter Mussolini den verengten Blick wieder erweitern. Der erfahrene Soziologe und Stadtplaner mit seinem umfangreichen Wissen über Städtebaugeschichte bietet auf 500 Seiten eine detaillierte Aufarbeitung und Einordnung der planerischen und baulichen Leistungen unter Mussolini. Das Werk ist nicht nur das umfassendste in deutscher Sprache zu diesem Thema, es ist vermutlich wohl auch das ausgewogenste. Das liegt nicht nur an dem mit wachsendem zeitlichen Abstand zunehmend komplexeren Blick auf die Diktatoren in der Zwischenkriegszeit, sondern auch an den unterschiedlichen Koautoren. Uwe Altrock, Lorenz Kirchner, Ursula von Petz und Daniela Spiegel ist ein wissenschaftliches Werk gelungen, das architektonische, stadträumliche, stadtplanerische, soziologische und politische Aspekte des Städtebaus unter Mussolini in Zusammenhang bringt.

Christian v. Oppen, Weimar/Berlin

ELISABETH BLUM, *Atmosphäre.*
Hypothesen zum Prozess der räumlichen
Wahrnehmung, Baden: Lars Müller
Publisher 2010, ca. 100 Abb., 256 S.,
30,- Euro.

„Berlin in Abriß“ hieß eine aufrüttelnde Ausstellung, mit der vor dreißig Jahren an der Spree vehement eine neue Stadtwahrnehmung eingefordert wurde. Im Katalog verwahrte sich ihr Kurator Janos Frecot gegen vornehmlich utilitaristische Betrachtungsweisen: „Dem steht das Bild der Stadt als Lebendiges, als Gestalt und Geflecht gegenüber. Wenn wir Leben nicht als Meßlatte für buchbare Erfolge, wenn wir Wissenschaft weder als Faktenakkumulierung noch als abgehobene Ideengeschichte, sondern als Teil des Geflechts aus Hoffnung, Angst und Traum erfahren haben, werden wir die Stadt als leibliche Gestalt erleben.“

Dieser Faden wird nun erneut aufgenommen und auf eine eigenwillige Art weitergestrickt. „Hypothesen zum Prozess der räumlichen Wahrnehmung“ lautet der Untertitel des bemerkenswerten Buches der in Zürich lebenden Stadtforscherin und Schriftstellerin Elisabeth Blum. In erster Linie geht es ihr dabei um den Begriff der Atmosphäre. Also um etwas, das sich im Zwischenraum von architektonischer Objektwelt (was aus dem Arrangement der Dinge strahlt) und subjektivem Raumerlebnis (dem Reflex von Stimmungen und Affekten) konstituiert. Sie hat die atmosphärischen Wirkungen architektonischer Objekte und städtischer Räume nicht nur erforscht, sondern auch den Versuch unternommen, sie gleichsam zur Sprache zu bringen. Collagenhaft wirkende, szenische Kombinationen von Bild und Text unterstreichen den experimentellen Charakter; und sie illustrieren zugleich den methodischen Ansatz.

Was daran fasziniert, ist das sympathisch Unabgeschlossene. Gerade weil Blum Verborgenes und Unerkanntes sichtbar machen will, hält sie Abstand von (vor)schnellen Gewissheiten. Stattdessen summiert sie ihre Untersuchung in sieben Thesen. Etwa, dass es in der Wahrnehmung und Erfahrung von Orten und architektonischen Objekten nicht allein um objektive Tatbestände geht (nicht um ein ‚An sich‘), sondern um deren Wirkungsweisen für



das Subjekt (um das ‚Für sich‘). Dass jeder dialogische Prozess auslösende Momente braucht, an die sich eigene Erfahrungen, Erinnerungen und Einfälle heften können. Dass die in eigenen und fremden Wissensarchiven geweckten Elemente über assoziative Brücken zum jeweiligen Ort transportiert werden und diesen in anderem Licht erscheinen lassen. Dass Atmosphären meist flüchtig sind: Sie zeigen sich im unmittelbaren Jetzt und sind – jenseits der ‚hard-facts‘ – von lediglich temporärer Signifikanz. Und schließlich: Wo wir uns unberechtigt in Räume vorwagen oder eine plötzliche Begegnung mit dem Unerwarteten oder Bedrohlichen eintritt, werden räumliche Erfahrungen für uns prekär.

Solche Beobachtungen sind nicht voraussetzungslos. In seinem – mittlerweile zum Klassiker avancierten – Buch ‚Atmosphäre‘ hat der Philosoph Gernot Böhme 1995 festgehalten: „In der Wahrnehmung der Atmosphäre spüre ich, in welcher Art Umgebung ich mich befinde. Diese Wahrnehmung hat also zwei Seiten: auf der einen Seite die Umgebung, die eine Stimmungsqualität ausstrahlt, auf der anderen Seite ich, indem ich in meiner Befindlichkeit an dieser Stimmung teilhabe und darin gewahre, dass ich jetzt hier bin.“ Die Atmosphäre ist auf eine unbestimmte Art in den Raum ergossen. Nachgegangen werden kann ihr nur, indem sie erfahren wird. Man muss sich ihr aussetzen und affektiv von ihr betroffen sein. Beispielsweise mag in einem Raum eine gewisse hei-

tere oder eine bedrückende Stimmung herrschen; diese muss nun aber keineswegs ‚subjektiv‘ sein, sondern wird in der Regel als quasi objektiv äußerlich erlebt. Im Böhme’schen Sinn wäre Atmosphäre so etwas wie ein gemeinsamer Zustand des Ichs und seiner Umwelt.

Doch das gilt nur situativ. Denn ‚Wirklichkeit‘ ist immer bloß ein Ausschnitt, und sie ist stets mit Eigen- und Fremdpräsenzen verbunden. Um auf die Rolle der Architektur zurück zu kommen: Abstrakte Schönheit und kühle Rationalität herzustellen war, zumindest implizit, eine Absicht der klassischen Moderne; ein Vorsatz jedoch, der sich mit den Grundbedürfnissen des Menschen nicht recht zu vertragen scheint. In der dünnen Höhenluft ästhetischer Sphären hält es der Normalbürger nicht lange aus. Atmosphäre ist schon deshalb ein zentraler Begriff, weil er diesbezüglich ein Defizit benennt. Denn es sind nicht ideale Proportionsverhältnisse wie der Goldene Schnitt und nicht der metrische, euklidische Raum, die den Menschen anrühren. Es ist der Ort mit seinen Beziehungen und seiner Aura, der alle Sinne anspricht. Es ist die akustische Atmosphäre, die Stimmung des Lichts, der Farbe und der Materialien mit ihren sinnlichen Qualitäten, die zum Anfassen, Anfühlen animieren. Ähnlich verhält es sich in der nächsthöheren Raumkategorie; es heißt ja nicht zu Unrecht, die öffentlichen Räume formen das Gedächtnis der Stadt. Hinter dieser poetischen Formulierung verbirgt sich ein über die Jahrhunderte ausgebildetes westliches Stadtverständnis, das von der Prägekraft von Raumfiguren auf stadtgesellschaftliche Wirklichkeit ausgeht. Wahr jedenfalls ist, dass in der Architektur die Fähigkeit zur Kooperation im Ensemble eine unabdingbare Voraussetzung für höhere Qualität darstellt. Und zwar nicht einfach nur im Sinne der umgebenden Bebauung, sondern im Sinne eines architektonischen Raums, der das menschliche Leben behaust.

Allerdings muss man sehen, dass Atmosphäre heute gerne auch anderweitig vereinnahmt wird: Nämlich als Grundbegriff des Entwerfens von postmodernen Gesamtkunstwerken, in denen Architektur mit anderen Disziplinen – etwa Szenographie oder Mediendesign – so verquickt wird, dass sie einmünden in die Konfektionierung von

öffentlichen Raum-Bühnen. Doch um die Propagierung solcher konsumstrategischer Ansätze ist es hier gerade nicht zu tun. Zumal sich – gerade in der Dimension städtischer Phänomene – Atmosphäre nur allmählich, über lange Prozesse aufbaut.

Blums Buch jedenfalls gleicht einer flüchtigen Skizze, die dem Wanderer verschiedene Wege anbietet. Es lädt ein, darin herum zu streifen, Zitate zu verbinden, die wie Aphorismen wirken mit den visuellen Botschaften. Es legt nahe, sich frei, ohne Zwang zur chronologischen Abfolge, auch im Subtext zu bewegen. Und gerade damit repräsentiert es sein Thema so subtil wie überzeugend: Entzieht es sich doch einer distanzierten Betrachtungsweise, und bleibt stets lebendig.

Elisabeth Blums Fazit ist ein dreifaches: Zum ersten wirke bei jeder räumlichen Wahrnehmung äußere Wirklichkeit und Vorstellung unmittelbar zusammen. Zum zweiten spiele sie sich in einem (dialogischen) Prozess ab, der sowohl beeinflussbar wie unberechenbar ist. Folglich, und zum dritten, seien dafür die Momente des Flüchtigen und des Prekären grundlegend – im Widerspruch zu den gängigen Vorstellungen über Räume, die stets in Kategorien des Statischen, Festen und Stablen gedacht werden. Natürlich bleibt es eine offene Frage, wie es um die Möglichkeit bestellt ist, mit zeitgenössischen Mitteln Atmosphäre zu schaffen. Die Lust zur Selbst-Beobachtung aber erhält reichlich Nahrung.

Robert Kaltenbrunner, Bonn/Berlin

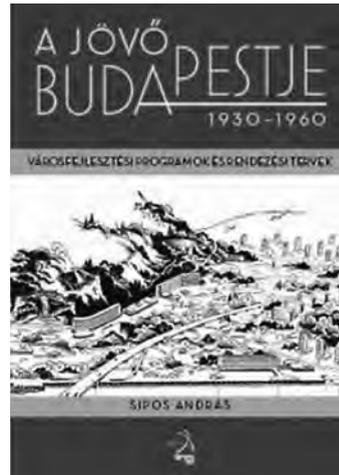
ANDRÁS SIPOS, *A jövő Budapestje 1930-1960. Városfejlesztési programok és rendezési tervek (Das Budapest der Zukunft 1930-1960. Stadtentwicklungsprogramme und Bauleitpläne)*, Budapest: Verlag Napvilág 2011, zahlr. Abb., 241 S., 3.600 HUF (ca. 12,- EUR).

Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen: Angesichts der nahezu völligen Wirkungslosigkeit der großen Konzepte, an denen Generationen von Stadtplanern in einer der interessantesten Städte

Mitteleuropas in den in dem Titel genannten drei Jahrzehnten gearbeitet haben, befällt den heutigen Stadtplaner eine leise Melancholie ob der künftigen Ergebnisse seines derzeitigen Tuns. Diese Einsicht wurde zumindest dem Rezensenten durch das flüssig lesbare und reich mit archivarischen Quellen gestützte Buch des Hauptabteilungsleiters im Archiv der Hauptstadt Budapest, András Sipos, nahegelegt.

Sipos greift bei der Betrachtung der Vorgeschichte seines Themas auf das Reformzeitalter zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurück, als der damalige Bürgermeister Bárczy – auch unter dem Einfluss deutscher Vorbilder – die Stadtentwicklung auf neue konzeptionelle Grundlagen stellen und mit dem eher schlichten „Weiterstricken“ der Generalbebauungspläne für Pest von 1872 und Buda (Ofen) von 1876 brechen wollte. Die Stadt und ihr Umland befanden sich – auch nach dem Ersten Weltkrieg mit seinen katastrophalen Folgen – in einem ungebrochenen Bevölkerungswachstum. Für die Entwicklung ihrer räumlichen Struktur und Textur standen nach dem Ende des von vielen Hoffnungen begleiteten Aufbruchs kurz vor dem Ersten Weltkrieg grundsätzliche Entscheidungen an. Sollte das System aus Radial- und Ringstraßen fortgeschrieben oder zugunsten einer linearen Entwicklung parallel zur Donau aufgegeben werden? Und sollte eine straßenparallele Blockrandbebauung als reformierte Variante der früher mit rückwärtigen und Seitenflügeln vollständig und sehr dicht umbauten Grundstücke als Leitbild vorgegeben oder statt der Blocktextur eine offene Zeilenbebauung in der Nachfolge des „Neuen Bauens“ der Weimarer Republik angestrebt werden? Erschwerend kam hinzu, dass im Vergleich zu deutschen Großstädten die Voraussetzungen für einen sozialen Wohnungsbau großen Stils nicht gegeben waren, vielmehr begann das Umland in einer Flut von Substandard-Einfamilienhäusern zu versinken.

In dieser Situation wurde der seit 1910 als Dezernent und für kurze Zeit vor dem Ende des Ersten Weltkrieges als Vizebürgermeister für die Stadtentwicklung verantwortliche Jurist und Politiker Ferenc Harrer (1874-1969) mit der Leitung eines ad-hoc-Ausschusses der Stadtverordneten-



versammlung beauftragt, dessen Aufgabe die Ausarbeitung eines Stadtentwicklungsprogramms war. Harrer war der profilierteste Kommunalpolitiker seiner Zeit und hatte als Mitglied des Oberhauses des Parlaments seit 1934 auch maßgeblichen Anteil an der Ausarbeitung des für seine Zeit geradezu avantgardistischen Städtebaugesetzes von 1937. Dieses sah neben einer zweistufigen Bauleitplanung und Umsetzungsinstrumenten wie der Umliegung auch ein vorgeschaltetes Stadtentwicklungsprogramm vor. Für die Rolle als geistiger Vater des Stadtentwicklungsprogramms von Budapest war Harrer auch in seiner Eigenschaft als Mitglied des „Rates für öffentliche Arbeiten“ prädestiniert. Diese gemischte staatlich-städtische Behörde wurde 1870 ins Leben gerufen, um die Aufgaben des Hauptstadtausbaus und der Vereinigung der damals noch selbständigen drei Städte Buda (Ofen), Pest und Óbuda (Alt-Ofen) zu lösen. Nachdem diese Aufgaben spätestens zur Jahrhundertwende glänzend gelöst waren und die inneren Stadtteile von Budapest ihr bis heute prägendes gründerzeitliches Antlitz mit der Großen Ringstraße und der Andrassy-Avenue erhielten, suchte und fand die Behörde neue Aufgaben, z.B. in der Entwicklung neuer Stadtteile (wie Kelenföld auf der Ofner Seite), und entfaltete ein munteres Eigenleben. Den Regierungen jedweder Couleur war der Rat als ein wirksames Instrument zur Einmischung in die Kommunalpolitik der Hauptstadt stets willkommen.

Das Ansehen Harrers wirkte integrativ und zwischen den Beteiligten vermittelnd.

Das Stadtentwicklungsprogramm war maßvoll: Es hielt an der konzentrischen Stadtstruktur fest. Sipos weist auf Modellberechnungen des Stadtplanungsamtes hin, die eine deutliche Reduzierung der Dichte vorsahen. Die neue Bauordnung für Budapest, die vom Rat für öffentliche Arbeiten 1940 erlassen wurde und Erkenntnisse des Programms berücksichtigte, konnte freilich wegen des Krieges kaum noch praktische Wirkung entfalten. Der Rat für öffentliche Arbeiten wurde insofern mit neuem Leben erfüllt, als er die Zuständigkeit für die gemeinsame Entwicklung der Stadt und zahlreicher Umlandgemeinden erhielt. Interessant ist der Hinweis von Sipos auf den Entwurf von 1942 für ein Schnellbahnnetz, in dem sich als später realisiertes Element die Nord-Süd-Achse der U-Bahn auf der Pester Seite findet. Auch für die langfristige Lösung der Umlandproblematik in Gestalt einer Eingemeindung finden sich aus diesem Jahr Vorschläge.

Im Jahr 1945 sammelte der neue Präsident des Rates für öffentliche Arbeiten, der zugleich als sozialdemokratischer Politiker aktive Architekt und Stadtplaner József Fischer, eine Gruppe gleichgesinnter jüngerer Leute um sich, welche die Zerstörung als Chance für einen radikalen Neuanfang sahen. Der Entwurf des Flächennutzungsplans sah die Gliederung der Stadtstruktur in „Nachbarschaftseinheiten“ vor. Die dicht bebaute innere Stadt sollte von einem Autobahnring oder eigentlich von einer viereckigen „Autobahnbox“ umschlossen werden, die nicht viel Rücksicht auf gewachsene Strukturen nahm. Das Bahnkonzept sah einen neuen Zentralbahnhof und unterirdisches Schnellbahnkreuz in der Stadtmitte vor.

Die Planer merkten freilich schnell, dass trotz der enormen Zerstörungen in der Bausubstanz die vorgefundene technische Infrastruktur eine enorme Persistenz entwickelte, die grundsätzlichen strukturellen Eingriffen – erst recht unter den Bedingungen der Nachkriegs-Finanznot – entgegenstand. Auch die politischen Randbedingungen verüsterten sich: mit der Zwangsvereinigung der Sozialdemokraten und der Kommunisten im Sommer 1948, die in der Praxis auf eine volle Unterwerfung der Sozialdemokraten hinauslief, zeichnete

sich bereits die kommunistische Diktatur ab. Bereits im März 1948 verlor Fischer mit der Auflösung des Rates für öffentliche Arbeiten seine Machtposition. Das fortgeschriebene Stadtentwicklungsprogramm wurde als Grundlage des Flächennutzungsplans zwar im April 1948 noch von der Stadtverordnetenversammlung gebilligt. Der Flächennutzungsplan für Groß-Budapest von 1948 blieb ein unverbindlicher Entwurf, der auszugsweise in einer Fachzeitschrift veröffentlicht wurde, wobei Sipos zufolge selbst dies den Verfassern ein Parteiordnungs-verfahren eingebracht hatte.

1950 kam durch umfangreiche Eingemeindungen zwar endlich das planerisch seit langem erwünschte Groß-Budapest zustande, freilich blieb das beim faktischen Totalverlust der kommunalen Selbstverwaltung unter den Bedingungen der kommunistischen Diktatur von begrenzter Bedeutung. Die Planung schwenkte auf monumental-repräsentative Achsen- und Platzbildungen nach sowjetischem Vorbild ein. Glücklicherweise blieben diese Planungen im Stadtkern weitgehend auf dem Papier, während einige Neubauquartiere mit ihrer maßvoll historisierenden Blockrandbebauung durchaus gelungene städtebauliche Raumbildungen erzeugten. Ein Indiz für die zunehmend aggressive Militarisierung des Regimes ist der Umstand, dass zwischen dem West- und dem Südbahnhof eine „bombensichere“ Bahnverbindung unter der Donau hergestellt werden sollte, die laut Sipos praktisch nichts zur Entlastung des innerstädtischen Verkehrs beigetragen hätte.

1960 kam schließlich ein Generalbebauungsplan zustande, der förmlich beschlossen und auch von der Regierung gebilligt worden war. Bemerkenswert war seine regionale Dimension, der rund um Budapest einen Kranz von Entlastungsstädten vorsah. Von diesen ist ebenso wenig realisiert worden wie einem anderen Grundgedanken des Plans, der Vermeidung weiterer Substandard-Einfamilienhausgebiete außerhalb der Stadtgrenzen, wie bereits einmal an den Grenzen von Klein-Budapest geschehen. Der beginnende industrielle Massenwohnungsbau warf zudem den Gedanken einer annähernd gleichmäßig nach außen abnehmenden Dichte über den Haufen: Sipos nennt das Beispiel der durchschnittlich zehngeschossigen Siedlung

Újpalota am Stadtrand und erwähnt das brachiale Abräumen des Zentrums von Alt-Ofen mit anschließender ebenso hoher Neubebauung. Laut Sipos folgten am ehesten noch die Investitionen in die technische Infrastruktur dem Plan. Er zitiert den renommierten Stadtplaner Pál Granasztói, Teilnehmer aller Planungen seit den dreißiger Jahren, der rückblickend 1976 über das Planungsverständnis seiner Generation schrieb: „Das, was wir geplant haben, hielten wir auch für sofort realisierbar und auch später für genauso gut und nützlich. Eigentlich lebte das Erbe des Klassizismus in uns fort [...] – Einheit, Komposition, Bleibendes, die Wider-

spiegelung der Auffassungen einer Epoche“ (Übers. des Rezensenten).

Sipos schließt mit der – durchaus verallgemeinerungsfähigen – Feststellung, die Planer von Budapest hätten 1930-1960 den uralten Wunsch nach Schaffung eines Gesamtkunstwerks Stadt mit tiefem Vertrauen in die technokratischen Möglichkeiten einer die Gesellschaft verändernden Planung verfolgt. Sie waren gewiss nicht die erste und auch nicht die letzte Planergeneration, und auch nicht in der einzigen Großstadt, die daran grandios gescheitert ist.

Berlin, János Brenner

